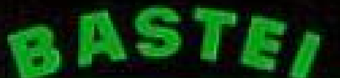


NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gruß aus der Gruft

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Gruß aus der Gruft

John Sinclair Nr. 792

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 07.09.1993

Titelbild von Charles Lang

Sinclair Crew

Gruß aus der Gruft

»Gehen Sie gern an der Seite Ihrer Mörderin ins Grab?« Das hatte mich Diondra Mayne gefragt, als sie den Pavillon verließ. Mir war es dabei kalt den Rücken hinuntergelaufen.

Okay, ich konnte mit dem Begriff Mörderin etwas anfangen, aber ihn mit Diondra in einen unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, das fiel mir doch schwer.

Zudem mit meiner Mörderin.

Es ließ nur den Schluss zu, dass sie mich umbringen wollte und ich inzwischen darüber Bescheid wusste. Ich wollte sie aufhalten und bei ihr nachfragen, was sie damit gemeint hatte, aber mir war plötzlich, als hätte sich zwischen ihr und mir eine Wand aus Eis aufgebaut, die mich davon abhielt, auch nur einen Schritt auf die Frau zuzugehen. Deshalb schaute ich auf ihren Rücken und lauschte den Schritten, die beinahe verstummten, als sie den Rasen erreicht hatte.

Diondra war eine schmale Person, der niemand ansah, was in ihr steckte. Man konnte sie als Genie bezeichnen, und dies stammte nicht von mir, anerkannte Wissenschaftler hatten sich darüber Gedanken gemacht. Ein mathematisches Novum, das mit den Computern Katz und Maus spielte, zugleich ein Genie, das sich fürchtete, deshalb war ich Diondra Mayne als Leibwächter zugeteilt worden.

Ich wusste noch nicht, vor wem oder wovor sie Angst hatte, aber ihre Reaktionen überraschten mich doch immer wieder. Wie dieser eine Satz eben, zudem hatte sie einige Zeit zuvor die Bedrohung zum ersten Mal konkretisiert und von den düsteren Schatten der Vergangenheit gesprochen, die zu ihr hochstiegen.

Welche Vergangenheit sie damit gemeint hatte, das wusste ich leider nicht.

Es war mittlerweile fast dunkel geworden, und vor der düsteren Kulisse des Hauses wirkte die Gestalt der Frau noch schmaler und verlorener. Sie ging mit sehr steifen Bewegungen und erinnerte mich dabei an eine Puppe.

Dass sie sich in dieser Einsamkeit versteckt hielt, gefiel mir auch nicht so recht. Diondra arbeitete als Top-Beraterin für einen mächtigen Konzern und sollte für die Zukunft Perspektiven aufzeigen.

Keine wusste, woher Diondra kam und weshalb sie bedroht wurde. Die rätselhaften Stimmen hatte ich vernommen, ohne die jeweiligen Sprecher zu sehen.

Das düstere Haus, mehr eine gewaltige. Gruft, malte sich als mächtiger Schatten im Hintergrund ab. Für mich versinnbildlichte sich die Bedrohung, ich sah das Haus als eine solche an und konnte mir vorstellen, dass es jeden Augenblick zusammenbrach, um uns Menschen zu begraben. Es gehörte dem Konzern. Ebenso wie das gesamte Gelände, ein riesiger, verwilderter Park, in dem Haus seinen Platz gefunden hatte und so etwas wie eine Burg der Zuflucht geworden war.

Nicht nur ich beschützte sie. Es waren noch vier Leibwächter angeheuert worden. Zwei von ihnen hatte ich kennen gelernt, Cusor, den Chef, und Zingara, einen Indianer. Die beiden anderen Männer hockten im Keller und starrten auf vier Monitore.

Ich kam mit dieser Person nicht zurecht. Sie war mir einfach zu rätselhaft. In meinen Jahren hatte ich schon viele Frauen kennen

gelernt, sehr unterschiedliche auch. Bei den meisten hatte ich gewusst, woran ich war.

Bei Diondra Mayne wusste ich es nicht. Sie war für mich ein Rätsel, und wahrscheinlich würde sie es auch bleiben. Ich wusste auch nicht, wie sie zu mir stand, sie nahm mich einfach hin, nur glaubte ich nicht, dass sie mich auch akzeptierte.

Nur konnte ich sie nicht laufen lassen, ich musste bei ihr bleiben, denn die Bedrohung war vorhanden.

Während ich ihr nachschaute, erinnerte ich mich an die Stimmen, die ich in dem kleinen Pavillon gehört hatte. Diondra hatte dort auf einem Holzklotz gesessen und nichts gesagt. Kein Wort! Dennoch war der innere Teil des Pavillons von wispernden und flüsternden Stimmen erfüllt gewesen, und dies eben war das große Problem. Sie hätte mir sicherlich sagen können, woher die Stimmen kamen, doch es war fraglich, ob sie es auch tat. Sie hielt mich an der langen Leine, und ich konnte noch nichts tun, weil ich einfach zu wenig wusste.

Wie auch jetzt.

Sie war einfach gegangen, aber sie schaute sich plötzlich um, weil sie sehen wollte, wie ich reagierte. Ich überlegte, ob ich ihr folgen sollte oder mich weiterhin hier draußen umsah. Zudem war die Zeit um, die Suko und ich uns gesetzt hatten. Ich hätte eigentlich mit ihm Kontakt aufnehmen müssen, das aber wäre aufgefallen, denn niemand sollte wissen, dass ich noch einen weiteren Trumpf im Ärmel hielt, auch Diondra nicht.

Also ließ ich es bleiben und tat ihr den Gefallen. Ich ging ihr nach.

Sie stoppte dann und wartete auf mich. Dabei schaute sie auf die Frontseite des Hauses. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen.

»Was halten Sie von dem Haus?«, fragte sie mich.

»Ist es ein Grab?« Ich nahm dabei bewusst Bezug auf ihre letzte Bemerkung und hörte sie leise lachen.

»Es kann eines werden.«

»Für uns?«

Sie hob die Schultern. »Wer weiß.« Dann strich sie ihre Haare zurück, die wie ein farbloser Schleier wirkten.

»Mögen Sie es?«

»Ich habe es mir ausgesucht. Man hat mir die Wahl gelassen, wenn Sie das meinen.«

»Trotzdem gibt es die Bedrohung, die Sie nicht wegdiskutieren können, Diondra.«

»Es stimmt.«

»Hat sie denn etwas mit dem Haus zutun?«

Mich überraschte ihr Lachen. »Sie wollen es aber sehr genau wissen, John.«

»Deshalb bin ich hier.«

»Es schafft mir Depressionen, wenn es das ist, was Sie meinen. Es ist einfach ich, und ich habe meine Ruhe. Ich werde sogar umsorgt, vier Männer haben für mich die Verantwortung übernommen. Ich brauche mich nicht zu beschweren.«

»Und doch tun Sie es.«

»Nur indirekt. Es hat nichts mit Ihnen zu tun, denn es gibt noch andere Dinge im Leben, von denen man nur nicht annehmen darf, dass sie tot sind, nur weil man sie nicht mehr sieht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Macht nichts.« Sie ging einfach weiter und zeigte mir an, dass sie das Gespräch für erledigt hielt. Dass dem nicht so war, merkte ich, als ich sie eingeholt hatte, denn da kam sie auf ein anderes Thema zu sprechen. »Habe ich Ihnen gesagt, dass ich an diesem Abend noch Besuch bekomme?«

»Nein, haben Sie nicht.«

»Es ist ein Mann, Professor Palmer.«

»Müsste ich ihn kennen?«

»Das glaube ich nicht. Er ist Mathematiker und hat die Tests geleitet, die man mit mir machte. Er ist sehr nett, hochintelligent und trotzdem irgendwo arm, denn er schafft es einfach nicht, mit mir zurechtzukommen, John. Er ist überfordert.« Sie kicherte wie ein kleines Mädchen. »Stellen Sie sich mal vor, dieser Professor ist überfordert und beißt sich an mir die Zähne aus. Ist das nicht beinahe ein Wunder?«

»Es scheint Sie zu freuen.«

»Ja und nein. Sie werden ihn kennen lernen, und ich glaube, dass Sie von ihm lernen können.«

»Sicher, als Mathematiker habe ich mich noch nicht…«

»Nein, nicht so, John. Er weiß etwas über mich. Er hat so etwas wie eine Beziehung aufgebaut, der arme Kerl.«

»Wieso der arme Kerl?«

»Es macht ihn einfach mürbe, dass er nicht an mich herankann.«

»Verstehe.«

»Sie lügen, John, Sie verstehen nichts.«

Wir hatten mittlerweile die große Eingangstür erreicht und auch die Treppe hinter uns gelassen. Bevor Diondra sie noch öffnen konnte, wurde sie von innen aufgezogen, und Cusor stand auf der Schwelle. Im Gegenlicht sah er beinahe schaurig aus, ein kompakter Klotz, hart und kompromisslos.

»Hallo«, sagte Diondra.

Cusor sah sie gar nicht, sondern blickte mich an. »Alles in Ordnung, Sinclair?«

»Bei mir schon.«

»Okay.«

Diondra streichelte seine Wange. »Was machen Sie sich Sorgen, mein Lieber?«

Cusor zeigte sich irritiert. Er war einen Schritt zurückgewichen.

»Das ist mein Job. Ich nehme ihn ernst. Ich bin über meinen Schützling immer besorgt.«

»Toll.« Sie drehte sich zu mir um. »Was soll mir denn noch passieren? Jetzt werde ich von fünf Männern bewacht. Wisst ihr was?« Sie jubelte beinahe.

»Nein«, sagte ich.

Diondra tippte mich mit dem Finger an. »Ich freue mich auf die Nacht. Ich freue mich auf die nächsten Stunden, denn ich weiß sehr genau, dass sie etwas Besonderes sein werden.«

»Inwiefern?«, wollte ich wissen.

»Das verrate ich Ihnen nicht, John.« Sie lachte wieder, und die Echos hallten wie Hammerschläge von den Wänden wider. »Lasst euch überraschen, ich bin in meinem Zimmer. Und wenn mein Freund, der Professor, erscheint, Cusor, erschrecken Sie ihn bitte nicht.«

»Keine Sorge, ich weiß Bescheid.« Cusor wartete, bis Diondra verschwunden war. Danach beschäftigte er sich mit mir. »Einen guten Rat gebe ich dir, Bulle, häng dich nur nicht zu tief rein. Denk nicht, du wärst besser als wir.«

»Habe ich das gesagt?«

»Ich kenne eure Gedankengänge.« Nach diesen Worten drehte er sich um und ließ mich stehen.

Ich wartete, bis seine Schritte verhallt waren, und konnte die Stille des Hauses nicht genießen. Sie war einfach anders. So kalt und bedrückend, sie kam mir vor wie ein Tier, das seinen Rachen weit geöffnet hatte, um alles zu verschlingen. Möglicherweise lag es an der Leere dieser großen Halle, in der keine Möbel standen. Jedes Geräusch wurde dadurch zu einer Lärmkulisse. Es war ein böses Haus, und der Begriff Gruft passte zu ihm.

Irgendwo schlug eine Tür zu. Wahrscheinlich war Cusor in seinem Zimmer verschwunden. Das erinnerte mich wieder daran, dass auch ich mich zurückziehen wollte. Ich verschwand im Gang und nahm die Treppe nach oben. Es kam mir vor, als hätten die Akteure die Bühne verlassen und sie in ihrer Leere zurückgelassen.

Von einer Leere in die andere. So und nicht anders erschien mir der Eintritt in den Raum. Schatten füllten ihn. Ich trat an das Fenster und schaute in die Dunkelheit. Als dunkle Bleidecke lag sie über dem Gelände. Die Natur wirkte dabei wie eine gespenstische Dekoration. Nur der Himmel hatte noch eine andere Farbe. Als Grauschicht verteilte er sich über dem Park.

Ein Schreck durchfuhr mich! Es kribbelte unter meiner Kopfhaut, als ich daran dachte, dass ich vergessen hatte, mich mit Suko in

Verbindung zu setzen.

Ich holte das flache Gerät aus der Tasche, machte es empfangsbereit und musste nach wenigen Sekunden einsehen, dass es keine Verbindung zu Suko gab.

Das war alles andere als schön. Ich startete einen zweiten und dritten Versuch. Wieder ohne Erfolg. Ich steckte das Gerät wieder weg.

Bewegungslos wie eine Säule stand ich im düsteren Raum. Ich erinnerte mich an die Worte der Diondra Mayne.

Sie freute sich auf die nächsten Stunden, auf die kommende Nacht, die in ihrem Sinne verlaufen würde.

Ich befürchtete allmählich, dass sie Recht behielt…

***

Lennox, der Leibwächter, hatte sich nicht mehr auf den Beinen halten können. Noch immer rann Blut aus seinem Mund, auch wenn der Strom nachgelassen hatte. Seine Hände zuckten. Die Finger krümmten sich in Intervallen, als suchten sie im feuchten Erdreich des Waldes Halt. Auch die Füße schlugen aus. Bei jeder Berührung trommelten sie und ließen dumpfe Echos zurück. Lennox war fertig.

Von einem Moment zum anderen hatte es ihn erwischt.

Suko klangen noch dessen letzte Worte in den Ohren. »Sie bringt mich um. Sie bringt mich um. Sie schafft uns alle… ich sterbe …«

Der Inspektor wusste nicht, wen er mit dieser Anschuldigung gemeint hatte. Es konnte eigentlich nur eine weibliche Person gewesen sein, denn er hatte den Satz mit sie begonnen.

Wer kam in Frage?

Diondra Mayne? Sollte die Frau, die nicht nur von Leibwächtern, sondern auch von John Sinclair geschützt wurde, sich letztendlich als gar nicht schützenswert erweisen?

Suko wusste einfach zu wenig, um sich da schon ein genaues Bild machen zu können. Offiziell war er in diesem Plan nicht vorgesehen. Sir James und John hatten ihn nur gebeten, für die entsprechende Rückendeckung zu sorgen. Er sollte auch nicht gesehen werden und sich im Hintergrund halten. Dass er trotzdem so schnell mit den schrecklichen Dingen dieses Falls konfrontiert wurde, hätte er nicht gedacht.

Dieser Lennox hatte ihn noch kurz vor seiner schrecklichen Veränderung angegriffen. Er war wie ein Schatten gekommen, nicht zu sehen gewesen, aber Suko hatte die dünne Eisenkette gespürt, die sich um seinen Hals geschlungen hatte. Ein grausames Folter- und Killerinstrument. Ihm war es gelungen, sich zu befreien, die Kette lag irgendwo im Gebüsch. Jetzt dachte er nicht mehr daran, dass ihn dieser Mann hatte umbringen wollen, er spürte auch nicht mehr die Schmerzen am Hals, wo die Haut wirkte, als wäre sie von zahlreichen

Messern aufgerissen worden. Suko kniete neben dem Schwerverletzten nieder. Er musste herausfinden, ob diesem Mann noch zu helfen war.

Lennox röchelte.

Das Blut vermischte sich mit hellem Speichel und verwandelte sich dabei in eine rosige Masse. Die Augen traten weit hervor, sein Röcheln hörte sich schlimm an, und plötzlich, bevor Suko es noch verhindern konnte, drehte er sich wuchtig zur Seite. Er schlug auf, in seinem Gesicht waren die Qualen abzulesen. Er starrte Suko an, und seine Blicke flehten um Hilfe.

»Ruhig«, flüsterte der Inspektor. »Ich werde versuchen…«

»Nein, nicht mehr versuchen.«

Suko musste sich anstrengen, um überhaupt ein Wort zu verstehen. Eine Hand umklammerte sein Gelenk. Die Haut war warm, als stünde der Mann unter einem hohen Fieber. »Es ist vorbei. Ich komme nicht mehr zurück. Es ist vorbei, ich kann nicht mehr.«

»Warum ist es vorbei?«

»Die andere Kraft.«

»Welche?«

Wieder verzerrte sich das Gesicht, als Lennox noch Luft holte. Sein Körper bäumte sich auf. »Da ist etwas… das ist etwas Unheimliches. Keiner kennt es, aber es ist da …«

»Was?«

Der Sterbende versuchte, den Kopf zu schütteln, was ihm nicht gelang. Dafür stierte er ins Leere. Zudem sah es so aus, als wollte er in den letzten Sekunden seines Lebens noch nachdenken. Dafür drang Blut aus seiner Nase.

»Bitte…«

»Ich… ich es nicht sagen!«, flüsterte und röchelte er. »Ich bekomme es nicht in den Griff. Es ist nicht zu fassen. Es ist dunkel, es steigt hoch, es ist das Grauen, der Tod …«

»Hat es mit Diondra Mayne zu tun?«

»Weiß ich nicht…«

»Bitte!«

Er konnte nicht mehr sprechen. Der Tod hatte ihm die Lippen verschlossen. Das meinte Suko sinnbildlich, denn sein Mund stand noch offen. Nur am gebrochenen Blick erkannte der Inspektor, dass dieser Mann nicht mehr lebte.

Suko erhob sich, nachdem er dem Toten die Augen zugedrückt hatte. Die Dunkelheit im Wald war gnädig genug, um seinen schrecklichen Anblick zu verdecken, und als Suko für einen Moment neben ihm stehen blieb, da spürte er den Druck in seinem Magen, als wäre Säure dabei, etwas aufzulösen. Hinter seiner Stirn tuckerte es. Der Kopfschmerz ließ sich ertragen. Zudem war Suko ein Mensch, der des Öfteren mit furchtbaren Ereignissen konfrontiert wurde, nur war es

diesmal irgendwie anders.

Dieser Mann hatte ihm Informationen gegeben, die im Prinzip keine waren. Er hatte seinen Ahnungen freien Lauf gelassen.

Etwas lauerte, etwas würde kommen, etwas nahte. Möglicherweise war es auch schon da.

Der Inspektor schluckte. Sein Gesicht brannte plötzlich, als wäre Feuer über seine Haut hinweggestrichen. Noch einmal bückte er sich und untersuchte die Kleidung des Toten.

Er fand einen Ausweis.

Der Mann hieß Jerry Lennox und arbeitete für »Cusors Safety Guard«. Eben die Sicherheitsabteilung, die aufgeboten war, um Diondra Mayne, das junge Genie, zu beschützen.

Er schloss für einen Moment die Augen. Suko dachte nach, und er ärgerte sich, dass er zu wenige Informationen hatte. John würde mehr wissen, doch als er sein flaches Sprechgerät aus der Tasche hervorholte, da hatte er Mühe, einen Fluch zu unterdrücken.

Das Gerät war kaputt. Beim Kampf musste es zerstört worden sein. Das Plastikmaterial hatte dem Druck nicht standhalten können, und auch das Innere war nicht mehr okay.

Wütend steckte er es wieder weg. Es passte ihm überhaupt nicht, auf sich allein gestellt zu sein, denn ohne nähere Informationen konnte er nichts tun.

Hier bahnte sich etwas an. Suko glaubte daran, dass die Morde erst angefangen hatten. Dieser Lennox war der Erste gewesen, weitere würden folgen. Außer ihm gab es noch drei Leibwächter, zählte man John Sinclair hinzu, dann waren es vier.

Die Worte des Mannes wollten ihm nicht aus dem Kopf. Lennox hatte von einer Sie gesprochen. Er musste damit eine spezielle Person gemeint haben, denn Suko glaubte nicht, dass es allgemein war.

Bei diesem Begriff fiel ihm einfach nur Diondra Mayne ein.

Diese Person allerdings hatte geschützt werden sollen. Wieso konnte sie dann auf posthypnotische Art und Weise morden. Oder hatte sie Helfer? Wenn ja, dann mussten sie unsichtbar sein, denn Suko hatte keinen von ihnen gesehen. Urplötzlich war der Tod gekommen. Lennox hatte sich dagegen nicht wehren können.

Es war allerdings auch möglich, dass er von mehreren Kräften gesprochen hatte. Wenn ja, dann musste diese Diondra Helfer haben, die sich versteckt hielten und auch etwas Außergewöhnliches waren, Mächte oder Kräfte eben, und da setzte Suko den Begriff dämonisch vor. Dämonische, grauenhafte Wesen, möglicherweise auch unsichtbar, und als Suko daran dachte, drehte er sich auf der Stelle, um sich umzuschauen.

Er sah nichts.

Der Wald schwieg.

Zwar standen die Bäume nicht zu dicht, aber in die Lücken zwischen den Stämmen hatte sich die Dunkelheit hineingeschoben, und sie war wie schwarze Watte.

Zu diesem Haus, in dem Diondra versteckt gehalten wurde, gehörte ein großer, ungepflegter Park. Ein mächtiges Gelände, das von einer hohen und dichten Hecke umgeben war, die beinahe schon wie eine Mauer wirkte. Suko hatte sie überwinden müssen und war trotzdem diesem Mann in die Arme gelaufen. Es ließ darauf schließen, dass er einen Fehler begangen hatte. Er hätte sich noch vorsichtiger benehmen müssen und hatte wohl eine Falle übersehen.

Daran gab es nichts mehr zu ändern, das Kind war in den Brunnen gefallen, Suko musste sich damit abfinden. Den toten Mann ließ er zunächst liegen. Er würde sich später um die Leiche und deren Abtransport kümmern. Die Lebenden waren jetzt wichtiger.

Suko brauchte nicht weit zu gehen, um den Wald zu verlassen.

Dann sah er das Haus. Selbst in der Dunkelheit wirkte es groß und klotzig, wie ein starrer, kantiger Schatten, der vom Boden her aufragte und von Tüchern verdeckt wurde.

Der Inspektor schaute von der Schmalseite her gegen die Fassade, entdeckte dort auch einige Fenster, hinter denen aber kein Licht brannte.

Schweigen lag über dem Gelände.

Kein Laut, nicht mal der Schrei eines Tieres unterbrach die bedrückende Ruhe. Dieses Gebiet war anders. Es wirkte menschenleer, und es strahlte das Böse aus.

Einen Beweis hätte Suko dafür nicht antreten können, es ging nur um sein Gefühl, und das sagte ihm, dass er einen Schritt in das Böse hineingehen würde.

Ein Haus, eine große Gruft, hinter deren Mauern sich schreckliche Dinge abspielten.

So und nicht anders sah Suko das Gebäude. Der Mann aber, der ihm hätte Auskunft geben können, meldete sich nicht. Auch John musste sich in diesem Haus befinden, und John fragte sich, ob er bereits ein Gefangener war.

Jedenfalls musste er hinein, und dies möglichst ungesehen. Es würde sich ihm schon eine Chance bieten, davon ging er aus. Bisher hatte Suko immer seine Ziele erreicht.

Er sah auch noch das schmale Band der Straße. Sie führte vom Eingangstor bis zum Haus. Dort mündete sie in einen großen, freien Platz. Auf ihm zeichneten sich die Umrisse zweier Fahrzeuge ab.

Der Rover gehörte John.

Suko wollte auf das Haus zugehen, als er ein Geräusch hörte. Es war weit hinter ihm aufgeklungen, wegen der herrschenden Stille aber sehr deutlich zu hören.

Der Schall wurde bis an seine Ohren getragen, und der Inspektor wartete zunächst einmal ab, was dieses Geräusch zu bedeuten hatte.

Er stand am Rand der Straße in der dunklen Lücke zwischen zwei Bäumen, hatte den Kopf nach links gedreht und lauschte. Da die Straße nicht geradeaus, sondern sich dem Ziel in mehreren Kurven näherte, konnte er noch nicht viel sehen, aber er nahm plötzlich den blassen Schein wahr, der sich wie ein breites Tuch durch die Finsternis der Nacht bewegte und auch langsam näher kam.

Zugleich hörte der Inspektor das Geräusch eines fahrenden Autos.

Er wusste Bescheid. Das Haus kriegte einen weiteren Besucher, der wohl nicht einkalkuliert worden war.

Suko dachte erst gar nicht darüber nach, wer es sein könnte. Er überlegte nur, ob er sich zeigen oder weiterhin in Deckung bleiben sollte. Entscheiden musste er sich schnell, denn der helle Lichtteppich wanderte weiter. Er huschte einmal rechts und dann wieder links über den Waldweg, folgte dem Verlauf der Kurven und erhellte die Straße bereits in Sukos Lichtbereich.

Der Inspektor wusste selbst nicht, welcher Teufel ihn ritt. Jedenfalls huschte er aus seiner Deckung hervor und stand Sekunden später mitten auf der Straße.

Grelles Licht erwischte und blendete ihn, als er mit beiden Armen winkte. Der Fahrer hupte nicht. Suko, der die Augen zusammengekniffen hatte, konnte nur hoffen, dass der Mann auch in seinem Sinne reagierte.

Er hörte, wie der Fahrer runterschaltete, winkte noch einmal und trat genau in dem Moment zur Seite, als der Wagen stoppte. Suko ging auf die Fahrerseite zu, wo er sich bückte und den Kopf vorstreckte, als die Scheibe des Mercedes nach unten summte.

Es war ein älterer Mann, der hinter dem Steuer saß und es mit beiden Händen festhielt. Er schaute Suko kopfschüttelnd an und rückte seine Brille zurecht. Als sich der Inspektor noch tiefer bückte, drückte sich der Mann zurück.

»Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Suko.«

»Gehören Sie zu Diondra?«

»Wollen Sie zu ihr?«

Der Weißhaarige lachte scharf. »Tut mir Leid, ich wüsste nicht, was Sie das angeht.«

»Einiges«, erwiderte der Inspektor. Er hatte sich entschlossen, mit offenen Karten zu spielen. Den genauen Grund konnte er selbst nicht sagen. Möglicherweise lag es daran, dass er diesem Mann vertraute, denn er hatte so gar nichts an sich, das ihn als einen Gegner auswies.

Etwas zögernd nahm der Fahrer den Ausweis entgegen. Dann konnte er hur mehr staunen. »Sie… Sie ein Polizist?«

»Ja, Scotland Yard.«
»Und jetzt?«
Suko nahm seinen Ausweis wieder entgegen. »Möchte ich gern wissen, wer Sie sind?«
»Mein Name ist Palmer. Professor Dr. Robert Palmer. Ich will zu Diondra Mayne.«
»Sie kennen die Frau?«
Diesmal lachte er wieder, nur klang es wissend. »Und ob ich sie kenne, Inspektor. Sie ist… nun ja, sie ist mein Schützling. Ich arbeite mit ihr, denn ich will herausfinden, wie gut sie wirklich ist. Diese Person ist ein Genie.«
»Das glaube ich auch.«
»Wenn Sie Polizist sind«, schloss der Professor messerscharf, »könnte ich mir vorstellen, dass Sie gewissermaßen als Schutz für diese Dame ausgesucht wurden.«
»So kann man es nennen. Nur werden Sie noch andere Leibwächter finden, Professor.«
»Das ist mir neu.«
»Sie gehören einer privaten Sicherheitsgruppe an.«
Palmer senkte den Kopf. Er dachte nach. Seine Finger bewegten sich unruhig. »Ist es schlimm, wenn ich nicht durchblicke?«
»Nein, Professor. Ich wollte Sie nur vorwarnen.«
»Und weiter?«
»Tun Sie so, als hätten Sie mich nicht gesehen.«
»Ist das alles?«
Suko lächelte in den Wagen hinein. »Nein, das ist nicht alles. Ich möchte Sie nur um einen Gefallen bitten. Sie finden wahrscheinlich einen Kollegen von mir im Haus. Es ist mir leider nicht mehr möglich, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Sagen Sie ihm nur, dass ich in seiner Nähe bin. Ob draußen oder drinnen, das weiß ich noch nicht. Jedenfalls soll er sich keine Sorgen machen.«
»Das werde ich tun«, murmelte Palmer. »Sonst noch etwas?«
»Zu keinem anderen ein Wort über unsere Begegnung.«
»Ich werde mich bemühen. Außerdem bleibe ich nicht lange. Ich möchte nur kurz mit Diondra reden, weil ich bei ihr einiges zurechtrücken muss.«
»Ist sie wirklich so gut?«, fragte Suko.
Palmer schob die Brille zurück und schielte den Inspektor von unten her an. »Ob sie gut ist, fragen Sie? Diese Frau ist ein Phänomen, ein Weltwunder. Sie ist einmalig. Es wird in dieser Form kein zweites Wesen geben.«
»Danke.« Suko trat wieder zurück. »Und seien Sie bitte vorsichtig, Professor.«
»Danke, das werde ich. Es sind ja genügend Beschützer dort.«

»Manchmal nutzen die auch nichts.«

Der Professor hob die Schultern und startete wieder. Die Scheibe surrte nach oben. Suko ging zurück bis an den Straßenrand und schaute den Heckleuchten nach.

Ein gutes Gefühl steckte nicht in ihm. Er hoffte nur, dass sich der Professor an die Regeln hielt. Überzeugt allerdings war er davon nicht. Dafür hatte er den Mann mit seinen Ausführungen zu sehr überrascht und aus dem Rhythmus gebracht.

Für ihn war wichtig, dass John Bescheid wusste. Für Palmer würde sich schon eine Möglichkeit ergeben, mit dem Geisterjäger Kontakt aufzunehmen.

Dennoch blieb bei Suko ein Gefühl der Bitterkeit zurück. Er wollte auch nicht warten, bis sich etwas ereignete, für ihn war es wichtig, auch die Umgebung des Hauses kennen zu lernen. Möglicherweise fand er auch draußen einen Hinweis auf das Grauen, von dem der Sterbende gesprochen hatte…

***

Ich konnte einfach nicht in meinem Zimmer bleiben und ging durch das große Haus mit seinen leeren Gängen, wobei ich mir noch immer vorkam, als wäre ich der Einzige, der diese riesige Gruft bewohnte. Es brannte nicht überall Licht. Auf meiner Etage hatte ich die Lampe eingeschaltet, die ihr blasses, helles Spiegelbild auf den blanken Boden warf. Ich hatte die anderen Türen in der Nähe meines Zimmers untersucht und festgestellt, dass die meisten abgeschlossen waren. Die offenen Zimmer waren leer gewesen. Leer und irgendwie eisig.

Es machte keinen Spaß, in diesem Haus zu leben. Wer immer sich dafür entschieden hatte, auf mein Verständnis konnte er nicht hoffen. Gleichzeitig musste ich davon ausgehen, dass es für Diondra und die Leibwächter nur als Übergangslösung gedacht war.

Meine Gedanken kreisten natürlich um die Frau. Ich fragte mich, warum eine Person, die sich bedroht fühlte, ausgerechnet in einem derartigen Bauwerk Schutz suchte. Das wollte mir nicht in den Sinn, denn hier strömte das Haus selbst schon eine dumpfe, unterschwellige Gefahr aus. Da sich Diondra ja bedroht fühlte, musste sie diese Bedrohung durch den Aufenthalt hier als doppelt so stark empfinden.

Irgendetwas stimmte da nicht.

Ich kannte sie zwar nicht besonders gut, aber es war mir nur in den seltensten Fällen gelungen, so wenig nahe an eine Person heranzukommen. Es war nicht einfach für mich, es auszudrücken, aber zwischen ihr und mir hatte sich eine Distanz aufgebaut, die ich als unüberbrückbar ansah. Wir würden nie zusammenkommen, obwohl wir beide praktisch aufeinander angewiesen waren.

War sie wirklich bedroht?

Ich wollte ihr nichts unterstellen, wahrscheinlich aber hatten wir über die Bedrohung verschiedene Ansichten. Es musste da etwas sein, das nur sie genauer kannte, ich hatte zweimal die flüsternden Stimmen gehört und fragte mich natürlich, woher sie gekommen waren. Gesehen hatte ich niemand, nicht in meinem Zimmer und auch nicht in dem kleinen Pavillon. Ich hatte mich auch nicht verhört, die Stimmen waren da gewesen, und wahrscheinlich waren sie aus dem Unsichtbaren gekommen und stellten eben diese Bedrohung dar, von der Diondra gesprochen hatte.

Ich vergegenwärtigte mir noch einmal die Situation im Pavillon.

Sie hatte gebeugt auf dem Holzklotz gesessen, den Kopf in den Händen vergraben. Die Stimmen hatten sie umschmeichelt.

Ich kam zu keiner Lösung, aber die Nacht war noch lang, und ich würde noch mit Diondra reden.

Am Ende eines Ganges stieß ich eine Tür auf. Sie war schmaler als die normalen und wunderbarerweise auch nicht abgeschlossen. Vor mir lag eine Treppe. Als dunkler Schlund kam sie mir vor. Das änderte sich erst, als ich den starren Schein der Bleistiftleuchte über die Stufen hinweg in die Tiefe schickte.

Sie endete – wie konnte es anders sein – in einem Gang. Er war leer, auf dem Boden sah ich einen leichten Staubfilm. Er befand sich nicht im Keller des Gebäudes, sondern im Parterre. Wenn ich ihn weiterging, würde ich ebenfalls den Bereich des Eingangs erreichen, nur aus einer anderen Richtung.

Über mir lagen noch einige andere Etagen, die mich weniger interessierten. Vom Gefühl her hatte ich einfach den Eindruck, dass sich gewisse Dinge im Parterre-Bereich abspielten oder aber im Keller des Hauses, falls denn einer vorhanden war, den aber wollte ich suchen.

Bevor ich mich auf den Weg machte, versuchte ich noch einmal, mit Suko Kontakt aufzunehmen.

Er meldete sich nicht.

Das konnte Schlimmes bedeuten, musste es aber nicht unbedingt.

Dennoch steckte ich das Gerät ziemlich beunruhigt wieder weg. Dieses Haus war ein Rätsel, seine Umgebung konnte es durchaus auch sein. Dort hatte sich Suko ja umsehen wollen.

Ich ging die Treppe hinab. Die Lampe ließ ich eingeschaltet, deckte einen Großteil des Scheins aber mit der Handfläche ab. Es blieb noch genügend Licht zurück, um die Stufen vor mir zu erkennen, die wie rechteckige Kästen aussahen.

Wohl fühlte ich mich nicht. Mich griff niemand an, ich lief in keine Falle, dennoch kam ich mir so verdammt beobachtet vor. Vielleicht auch deshalb, weil mir die Stimmen nicht aus dem Kopf wollten.

Das waren eben diese geisterhaften Wesen, die sich in der Dunkelheit

verbargen, obwohl sie selbst unsichtbar waren.

Am Ende der Treppe blieb ich stehen, löschte auch die Lampe wieder, sodass mich die Dunkelheit umfing und ich mir vorkam wie auf einer fremden Welt.

Es war nichts zu hören, trotzdem kam es mir vor, als wäre ich von einer gewissen Unruhe umgeben. Im Prinzip verrückt, aber so fühlte ich mich eben.

Etwas hatte sich in meinen Nacken gelegt. Ein unsichtbarer Eisfilm bedeckte die Haut, es war so etwas wie eine Warnung, dass ich trotz der Leere und der Finsternis nicht allein war. Ich musste mich entscheiden, in welche Richtung ich wollte. Wenn ich nach rechts ging, würde ich wieder in den Eingangsbereich gelangen. Die entgegengesetzte Richtung führte mich in einen unbekannten Teil.

Dafür entschied ich mich.

Ein normaler Gang tat sich vor mir auf. Der dünne Lichtschein durchstach ihn wie eine Lanze. Viel war dort nicht zu sehen. Die Wände hatte man aus dicken Quadern errichtet und diese wiederum mit weißer Farbe bestrichen. Türen entdeckte ich leider nicht, und der schmale Gang schien in die Unendlichkeit zu führen. Irrtum, der Lichtfinger traf auf eine Tür.

Die Klinke schimmerte matt. Ich drückte sie herunter. Die Tür bewegte sich, es war also nicht abgeschlossen. Als sie dann über den Boden schabte, zerrte ich heftiger an der Klinke und musste dann zurückspringen, weil die Tür so plötzlich aufschwang und mich beinahe noch getroffen hätte.

Ich blieb auf der Schwelle stehen und leuchtete den Raum aus. Er war leer und war es trotzdem nicht, denn ein sonderbarer Geruch strömte mir entgegen. Alt und modrig war er und ätzend. War es der Geruch des Todes?

So kam er mir vor, aber ich wollte es nicht akzeptieren. Ich glaubte auch nicht daran, dass der Raum leer war. Die Tür blieb hinter mir offen, als ich weiterging. Unter meinen Füßen knirschte der Dreck.

Hier waren die Wände feucht und von einer dünnen, grün-weißen Pilzschicht bedeckt.

Ich blieb ungefähr in der Mitte stehen. Sehr langsam bewegte ich die Hand und damit auch die Lampe, weil ich das Verlies detailgetreu durchsuchen wollte.

Die Decke war normal hoch, die Wände leer, und noch immer entdeckte ich nicht die Quelle des Geruchs. Es musste sie aber geben, weil ich nicht davon ausging, dass die Wände diesen widerlichen Atem ausstießen. Von rechts nach links ließ ich den Schein der Lampe wandern – und wurde zur starren Figur, als ich plötzlich etwas entdeckte.

Es war eine Tür!

In der Wand war sie eingelassen, und sie fiel kaum auf. Das lag erstens an ihrer niedrigen Höhe und zweitens daran, dass sich ihr Aussehen der Wand angeglichen hatte.

Eine Tür ohne Knauf und Klinke?

Ich wollte es genauer wissen und näherte mich vorsichtig dem Ziel.

Je näher ich herankam, umso intensiver nahm ich den modrigen Geruch wahr.

Ich stoppte vor der Tür, bückte mich und konzentrierte mich. Für mich stand fest, dass der alte Geruch seinen Ursprung nur hinter der Tür haben konnte.

So wie ich mussten sich auch Schatzsucher gefühlt haben, die nach dem Gold geforscht hatten. Ich wollte die Tür aufbekommen und bückte mich noch tiefer.

Es gab keinen Griff, auch keine Klinke, und ein Schloss sah ich ebenfalls nicht. Dafür entdeckte ich eine starre Lederschlaufe, in die ich durchaus einen Finger hineinstecken konnte, um daran zu ziehen. Es war der einfachste Weg, die Tür zu öffnen. In der linken Hand behielt ich die Lampe, mit dem Zeigefinger der rechten zerrte ich die Tür auf und hörte das leise Kratzen, als sie über den Boden glitt. Es war nicht einfach, sie zu öffnen, denn der Untergrund war uneben. Einige Male stoppte sie auch, da musste ich mehr Zug einsetzen, sah auch, wie sich das Holz bog, dann aber hatte ich sie so weit offen, dass ich in das Verlies hineinschauen konnte.

Ich zuckte zurück, weil mich der widerliche Geruch wie eine Wolke erwischte. Sofort hielt ich den Atem an. Auf der Zunge hatte ich bereits diesen alten, fremden Geschmack, der Übelkeit in mir hochsteigen ließ.

Ich schüttelte mich, ging erst einmal zur Seite, wo die Luft etwas besser war, und atmete tief durch. Dann näherte ich mich wieder dem hinter der Tür liegenden Verlies und leuchtete es aus.

Dort stand ein Gefäß.

Ich runzelte die Stirn, weil ich damit nichts anfangen konnte. Aber es war auch kein Gefäß im direkten Sinne, man hatte dafür einen anderen Ausdruck geprägt, obwohl der Name im Prinzip stimmte. Ich sah es mehr als eine Amphore an.

Die Lampe klemmte ich zwischen die Zähne. Ich ging auf die Knie und drückte meinen Oberkörper mit dem Kopf voran in das Verlies hinein. Gleichzeitig streckte ich die Hand aus, und meine beiden Hände umfassten die runden Breitseiten der bauchigen Amphore.

Das Gefäß war durch einen runden Deckel verschlossen. Das hatte ich schon beim ersten Hinschauen entdeckt. Vorsichtig zog ich die Amphore zu mir heran. Sie war ziemlich schwer, doch ich bekam die Amphore frei!

Die Tür ließ ich offen und stellte fest, dass der intensive Gestank

nicht mehr aus diesem kleinen Verlies strömte. Seine eigentliche Quelle war die Amphore.

Bevor ich den Deckel anhob, untersuchte ich sie. Der Schein meiner kleinen Leuchte huschte über die dicke Staubschicht hinweg, die sich außen auf das Material gelegt hatte. Ich wischte den schmierigen Staub an einer Stelle zur Seite und leuchtete jetzt genauer hin, wobei ich etwas erkannte.

Es war die Bemalung der Amphore. Ich sah zwei Streifen, die sich ringförmig um das Gefäß zogen, und dazwischen hatte nicht jemand seine Fantasien ausspielen lassen, sondern hier musste ein Wissender am Werk gewesen sein. Auch wenn ich die Zeichen nicht kannte und aus ihnen nichts hervorlesen konnte, so ergaben sie meiner Ansicht nach einen Sinn.

Ich überlegte, aus welcher Epoche die Motive stammten. Als die Amphore bemalt worden war, hatte es in Europa noch keine Staaten gegeben!

Ich reinigte noch andere Stellen an der Außenhaut, und immer mehr Zeichen und Bemalungen wurden sichtbar. Ich konnte sie besser erkennen und glaubte plötzlich, die Lösung gefunden zu haben.

Ägypten!

Ja, das mussten einfach Hieroglyphen aus dem alten Ägypten sein, aus einer Zeit also, die fast in Vergessenheit geraten war. Damals hatte es noch eine Verbindung zum alten Atlantis gegeben. Wie gesagt, einen Beweis dafür gab es nicht, ich verließ mich dabei auf mein Gefühl.

Prompt stellte sich die nächste Frage ein. Wie kam dieses Gefäß in das Haus? Mein Verdacht richtete sich natürlich gegen Diondra Mayne. Nur fiel es mir schwer, sie in einen Zusammenhang mit dem alten Ägypten zu bringen. Dass es da eine Verbindung geben sollte, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Da stimmte einiges nicht, glaubte ich und wollte mich für den Deckel interessieren.

Ich ging einfach davon aus, dass ich hier kein Gefäß ohne Inhalt vor mir hatte.

Durch meine Untersuchungen war ich ziemlich nahe an die Amphore herangekommen. Beinahe hätte ich mit dem Ohr sogar die Außenwand berührt, und deshalb war mir auch etwas aufgefallen.

Das Geräusch!

Zuerst zuckte ich zurück.

Nichts mehr zu hören.

Ich gab mir einige Sekunden Zeit, obwohl ich auch zu keinem Ergebnis kam, und bewegte den Kopf dann wieder vor, um das Ohr an die blanke Stelle zu legen.

Diesmal blieb ich in der Haltung, als ich das Geräusch abermals

vernahm. Sogar identifizieren konnte ich es, denn ich hörte ein dumpfes Schlagen.

Bumm… bumm … bumm …

Dieses Pochen war für mich rätselhaft, und gleichzeitig war mir auch eine Idee gekommen.

Konnte es sein, dass in dieser Amphore ein noch schlagendes oder pochendes Herz steckte?

Bei diesem Gedanken rann es mir kalt über den Rücken, doch er wollte mir nicht mehr aus dem Kopf. Um es genau feststellen zu können, musste ich den Deckel lösen und in das hohe Gefäß hineinleuchten. Ich stellte mich wieder hin.

Trotz der Kühle hatte sich auf meinem Gesicht ein Schweißfilm gebildet. Ich atmete einige Male tief durch, wobei ich die miese Luft einfach ignorierte.

Mit zwei Fingern umfasste ich den Knopf auf der Oberseite des Deckels. Mir war schon komisch zumute. Ich horchte noch immer dem dumpfen Pochen und das Gefühl, einen Herzschlag zu hören, wollte einfach nicht weichen. Was erwartete mich da?

Ich gab mir einen innerlichen Ruck, und mit einem ebensolchen Ruck hob ich den Deckel an.

Dann schaute ich nach.

Eine widerliche Wolke drang mir entgegen. Ein Gestank, den ich nicht beschreiben konnte. Ich drehte den Kopf wieder zur Seite, ging weg, atmete einige Male durch, dann erst traute ich mich wieder nahe an das Gefäß heran.

Diesmal leuchtete ich hinein!

Ich hatte mit vielem gerechnet, doch was ich tatsächlich sah, überstieg meine kühnsten Vorstellungen…

***

Professor Palmer hatte seinen Wagen vor dem Haus ausrollen lassen und war ausgestiegen. Durch seinen Kopf zuckten zahlreiche Gedanken. Sie drehten sich einzig und allein um die letzte Begegnung mit diesem Inspektor, der ihm einfach nicht aus dem Sinn wollte.

Was wurde hier gespielt? Was ging hier vor?

Ihm war es schon immer suspekt gewesen, dass sich eine Person wie Diondra Mayne überhaupt in ein derartiges Haus zurückzog.

Das war ihre Sache, darüber hatte er nicht zu bestimmen. Nur sah er sie seit den schrecklichen Vorgängen, die er gesehen und in denen sie die Hauptrolle gespielt hatte, nicht mehr nur als mathematisches Genie an, denn hinter dieser Fassade steckte etwas anderes.

Er hatte sie als Vision in seinem Wagen sitzen sehen. Sie hatte einen Arm in den Händen gehalten und hineingebissen. Den Mund blutig, die Lippen verzogen. Dieses Bild würde ihn nie mehr loslassen, und er

hatte sich vorgenommen, mit ihr zu reden. Auch wenn Rebecca, seine Frau, dagegen gewesen war, es gab für ihn einfach keinen anderen Weg. Er brauchte eben Klarheit, sonst hätte er mit der Person nicht mehr weiterarbeiten können.

Als er den Wagen verlassen hatte, war er auf das dunkle Haus zugegangen. Man schien seine Ankunft bemerkt zu haben, denn plötzlich erhellte sich über der Eingangstür eine von der Hauswand vorhängende und leicht gebogene Lampe, die ihren Schein auf die Treppe warf und die Unregelmäßigkeit der Stufen hervorhob.

Der Professor brauchte nicht nach einer Klingel oder einem Klopfer zu suchen, denn von innen wurde die Tür aufgezogen, und der Mann, der plötzlich vor ihm stand, sorgte für ein nicht gelindes Erschrecken. Er war groß, er wirkte kantig und sah aus, als wollte er jeden Augenblick eine Waffe ziehen und losfeuern. Der Blick seiner gletscherkalten Augen traf nicht einmal das Gesicht des tiefer stehenden Professors, er glitt an dem Mann vorbei in die Weite des Parks hinein. Sehr professionell suchte er die Gegend nach verdächtigen Bewegungen und Gestalten ab, war dann beruhigt, als er nichts gesehen hatte, und wandte sich wieder dem Besucher zu, der schon protestieren wollte, als man ihn stehen ließ wie einen dummen Jungen.

»Sind Sie Palmer?«

»Ja, Mister, ich bin Professor Palmer, und ich bin bei Ihrem Schützling angemeldet.«

»Ich weiß.«

»Wie schön, dann lassen Sie mich durch.« Palmer ärgerte sich über das arrogante Gehabe dieser Person, doch Cusor dachte gar nicht daran, ihn vorbeizulassen. Er war der Chef der Aufpasser, und er hatte seine Probleme bekommen, über die er mit Palmer zwar nicht sprechen wollte, aber er musste etwas von ihm erfahren.

»Hören Sie, Professor. Ich habe noch eine Frage.«

»Bitte!«

»Haben Sie etwas Verdächtiges gesehen auf der Fahrt vom Eingang hierher? Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

Palmer dachte sofort an Suko. Er hoffte, dass ihm der andere in die Gedanken nicht von der Stirn ablas und er sich auch so gut in der Gewalt hatte, dass er nicht auffiel. Da ihm Suko wesentlich sympathischer war als dieser arrogante Bewacher, beschloss er, sich an die Ratschläge des Inspektors zu halten. »Nein, so Leid es mir tut, mir ist nichts aufgefallen.«

Damit gab sich Cusor nicht zufrieden. »Sie haben also keinen Menschen gesehen?«

»Nicht mal ein Tier. Reicht das? Sind Sie damit jetzt zufrieden, Mister?«

»Ich heiße Cusor. Aber ich bin nicht zufrieden. Das allerdings ist nicht Ihr Problem.« Er trat zur Seite. »Ich werde Sie zu Ihrem Schützling bringen.«

Cusor ließ seinen Besucher nur bis in die Halle. Dort musste sich der Professor gegen die kahle Wand lehnen, was er als diskriminierend empfand. Er wurde nach Waffen abgeklopft, und Cusor nickte zufrieden, als er nichts fand.

»Ist schon okay«, sagte er, »kommen Sie mit.«

Hinter dem breitschultrigen Mann ging Palmer her. Seine Gedanken beschäftigten sich längst nicht mehr mit diesem Mann. Er schaute sich um und stellte fest, dass dieses Haus auf ihn den Anschein eines leeren Grabs machte, in dem man sich einfach nicht wohl fühlen konnte.

Obwohl das Licht brannte, kam ihm der Schein vor wie ein kaltes Leuchten aus dem Weltall, dem jegliche Wärme fehlte. Das Frösteln wollte nicht weichen, und Palmer dachte daran, dass ein Kamin fehlte. Wärmendes Feuer, knisternde Holzscheite, das alles hätte in diese Umgebung hineingepasst, stattdessen war gar nichts vorhanden.

Vor einer Tür blieb Cusor stehen. Er konnte sogar höflich sein, denn er klopfte an.

»Was ist denn?«

»Der Professor ist angekommen.«

»A ja, das ist gut.« Diondra selbst öffnete die Tür und erschien im warmen Lichtschein wie eine fremde Gestalt, die aus einer anderen Welt kam.

Cusor zog sich zurück. Er hatte die Freude auf dem Gesicht der Frau gesehen, als sie dem Professor beide Hände entgegenstreckte, die er umfasste. »Die Zeit ist zwar ungewöhnlich, liebe Diondra, aber…«

»Nein, nein, Professor, doch nicht für Sie. Ich bitte Sie, das ist doch nicht ungewöhnlich. Sie können mich Tag und Nacht wecken, es macht mir nichts aus.«

»Das freut mich.«

»Kommen Sie nur herein!«

Palmer war froh, die kalte und auch ungemütliche Halle verlassen zu können. Im Zimmer seines außergewöhnlichen Schützlings sah es doch ganz anders aus. Vor allen Dingen war es möbliert, und hier tanzte in einem Kamin das Feuer. Die Flammen zuckten über die Holzkloben hinweg, sengten und brannten sie an, und ihre Wärme füllte den gesamten Raum aus, der durch die Gardinen vor den Fenstern noch einen zusätzlichen, gemütlichen Touch bekommen hatte.

»Nehmen Sie doch bitte Platz.«

»Wo?«

Diondra winkte mit beiden Händen ab. »Das ist egal. Möchten Sie etwas trinken?«

»Einen Tee, wenn möglich.«
»Ha, den genau habe ich heiß.«
Sie verschwand im Hintergrund und holte eine Kanne. Auf dem Tisch standen bereits zwei Tassen. Milch und Zucker waren ebenfalls vorhanden, und der Professor schaute der Frau zu, wie sie den Tee einschenkte. Diondra hatte sich nicht verändert, sie trug auch noch dieselbe Kleidung, nur sah sie nicht mehr so blass aus, das aber mochte am Schein des Feuers liegen, der auch ihr Gesicht erreichte.
Sie lächelte Palmer zu, als die Tasse gefüllt war. »Ist was? Habe ich etwas falsch gemacht?«
»Nein – warum?«
»Sie haben so seltsam geschaut.«
Er musste lachen. »Das, meine Liebe, hat mit etwas anderem zu tun. Es war für mich das erste Mal, dass ich Sie habe Tee einschenken sehen. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber einer Frau wie Ihnen traut man das kaum zu. Mathematik ja, aber diese profanen Dinge…«
Diondra lachte so entspannt, wie Palmer sie noch nie hatte lachen hören. »Es ist wunderbar, wie Sie das gesagt haben. Einfach toll, hätte ich Ihnen nie zugetraut.«
»Auch ich bin keine Maschine.«
»Ja, ich weiß.« Sie nahm ihm gegenüber Platz und lächelte etwas verhalten. »Tja, jetzt sind Sie hier«, bemerkte sie, nachdem sie den ersten Schluck getrunken hatte.
»Stimmt, und ich wundere mich, dass Sie sich hier vergraben haben, Diondra.«
»Vergraben?«
Palmer lehnte sich zurück. Er schlug die Beine übereinander, nahm die Brille ab, putzte die Gläser und sprach dabei weiter. »Ja, so kommt es mir vor. Sie haben sich hier vergraben. In einem Haus, das wie ein riesiges steinernes Grab auf mich wirkt.« Er schüttelte sich. »Ich könnte hier meine Abende nicht verbringen.«
»Nun ja«, gab sie zu und senkte dabei den Kopf. »Auch ich habe meine Schwierigkeiten damit.«
»Sie sind aber trotzdem hier?«
»Sicher.«
»Warum?«
»Weil ich hier sein muss. Ich habe es mir ausgesucht.«
Er hob die Schultern. »Nun ja, das ist Ihre Sache, Diondra. Wir beide kennen uns eigentlich recht gut, und Sie werden mir auch sicherlich nicht widersprechen. Wir haben viel zusammengearbeitet, dass Sie sich allerdings für ein derartiges Haus entschieden haben, ist ein Rätsel.«
»Ich muss die Einsamkeit haben.«
»Sind Sie denn einsam? Sie werden bewacht.«

»Das stimmt.«
»Und warum?«
Diondra drehte den Kopf und schaute gegen das Feuer. Der Professor sah ihr Profil. Es kam ihm flach vor. Er suchte nach einem Vergleich, und das Wort unauffällig fiel ihm ein. Ja, unauffällig und praktisch vergessbar. Wer sie einmal sah, würde sich kaum mehr an sie erinnern. Und doch steckten in dieser Frau derartige Qualitäten, für die es kaum einen Ausdruck gab.
Ein Genie…
»Woran denken Sie, Professor? Halt – sagen Sie es nicht. Sie denken über mich nach.«
»Ich kann es nicht leugnen.«
»Sie machen sich Gedanken über dieses Haus und meinen Rückzug hierher?«
»Ja.«
»Ich werde bedroht!«
Palmer hatte trinken wollen, doch seine zur Tasse greifende Hand stoppte auf dem halben Weg. Er schaute gegen seine Schuhspitzen, er räusperte sich, weil er sich einfach nicht vorstellen konnte, dass diese Person bedroht wurde. Dann gab er seinen Gedanken eine andere Richtung. Er dachte daran, dass diese Person vor ihm für einen Konzern arbeitete, sich in seinem Auftrag mit Zukunftsprognosen befasste, denn die Welt stand wieder einmal vor einem Umbruch.
Das Jahrtausend näherte sich dem Ende, und da gerieten immer einige Dinge in Bewegung. Klar, dass auch die Konkurrenz nicht schlief, und der Professor konnte sich gut vorstellen, dass andere Firmen nicht auf ein Genie wie Diondra Mayne zurückgreifen konnten.
»Geht es Ihnen gut?«
Palmer lachte leise. »Warum fragen Sie das denn mich? Sie werden doch bedroht.«
»Stimmt.«
»Und Sie fürchten sich nicht?«
»Ich werde gut bewacht.«
Er trank endlich den Tee. Die Flüssigkeit rann als warmer Strom durch die Kehle und verteilte sich im Magen. Sie gab ihm ein beruhigendes Gefühl. »Wer bedroht Sie denn, Diondra? Haben Sie da einen bestimmten Verdacht?«
»Nein.«
Die Antwort war sehr schnell gegeben worden. Er hatte das Gefühl, dass Diondra ihn anlog. Auch dachte er an die Visionen, in denen sie eine Hauptrolle gespielt hatte. Als er Diondra jetzt wieder anschaute, da konnte er sich kaum vorstellen, dass sie an einem Arm…
Nein, das war verrückt…
»Was bedrückt Sie, Professor?«

»Sollte mich etwas bedrücken?«

»Ja, sonst wären Sie nicht hierher gekommen.« Sie lächelte. »Allmählich kenne ich Sie auch ein wenig.« Er hob die Schultern. »Nun ja, es gibt gewisse Dinge, mit denen ich tatsächlich nicht zurechtkomme, und möglicherweise haben sie mit Ihrer Bedrohung etwas zu tun.«

Diondras Augen glänzten. »He, Sie machen mich neugierig.«

»Nun ja, ich will oder ich bin nicht hergekommen, um Beweise zu sammeln, aber ich denke, dass wir auch noch in Zukunft zusammenarbeiten werden.«

»Das finde ich auch.«

»Da mache ich mir eben Sorgen.«

»Meinetwegen?«

Er nickte.

Diondra lachte über den schmalen Tisch hinweg. »Bitte, Professor, jetzt müssen Sie sich aber klar ausdrücken.«

»Ich werde es versuchen.« Er holte tief Luft. Ihm kam die Frage, die er stellen wollte, selbst komisch und möglicherweise sogar lächerlich vor. Aber sie musste raus. »Dass Sie ein Genie sind, Diondra, das weiß nicht nur ich. Aber ich möchte mehr wissen. Ich frage mich deshalb, wie es dazu hat kommen können, dass Sie so sind.«

»Sie meinen meine Begabung.«

»Natürlich.«

Diondra Mayne hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Professor. Es ist einfach da.«

»Das weiß ich bereits. Aber Sie haben mir nie etwas von Ihren Eltern erzählt.«

Diondra drehte sich wieder, sodass sie Palmer jetzt direkt anschauen konnte. »Sind meine Eltern denn so wichtig?«

»Ich denke schon.«

»Meinen Sie die Vererbung?«

»Auch.«

»Es gibt sie nicht mehr.«

Palmer schüttelte den Kopf. »So wie Sie gerade gesprochen haben, hat es sich angehört, als hätte es sie niemals gegeben. Jeder Mensch hat Eltern, doch Ihr Verhältnis zu ihnen scheint nicht das Beste zu sein, denke ich.«

»Aber Professor«, sagte sie, und es hörte sich beinahe belehrend an. »Sie sind doch Mathematiker.«

»Stimmt.«

»Warum versuchen Sie sich jetzt in Psychologie? Nehmen Sie doch einfach hin, dass ich Ihnen als außergewöhnliche Testperson über den Weg gelaufen bin. Nicht mehr und nicht weniger.«

Gut gekontert, dachte Palmer. Sie will mich irgendwie von der Fährte

weglocken. »Es stimmt schon, dass ich Mathematiker bin, aber das eine schließt das andere nicht aus. Sie wissen, dass sich die Welt verändert hat, wir leben nicht mehr so wie vor zwanzig oder dreißig Jahren. Auch wir Naturwissenschaftler müssen umdenken. Wir sollten uns nicht nur auf einem Gebiet bewegen. So gibt es, um es verkürzt zu sagen, schon Konzerne, die in ihre Chefetagen Theologen holen oder Philosophen, denn diese Menschen haben noch das gleiche globale Denken gelernt und sind nicht so stark auf ein Muster fixiert. Auch ich habe darüber nachgedacht und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass wir uns den Dingen öffnen müssen, die wir früher verdammt oder lächerlich gemacht haben.«

Diondra Mayne hatte ihre Haltung verändert. Sie saß angespannt da und hatte das rechte Bein über das andere gelegt. »Ihre Ausführungen beginnen mich zu interessieren, Professor Palmer. Bitte, reden Sie weiter.«

»Gern, Diondra. Sie werden mich dann besser verstehen können. Ich gehe einmal davon aus, dass wir beruflich gut zusammengearbeitet haben.« Er fuhr fort, als er ihr zustimmendes Nicken sah.

»Aus diesem Grunde kann so etwas wie ein Band zwischen uns entstanden sein, wenigstens ist es mir so ergangen.«

»Möglich.«

»Um es kurz zu machen, Diondra.« Er nahm seine Brille ab und rieb sich die Augen. »Bei mir ist dieses Band sehr stark. Ihr Bild scheint mich zu verfolgen.«

»Wie bitte?«

Palmer schaute sie nicht an, als er weitersprach. »Es ist komisch, aber ich lüge nicht. Ihr Bild ist mir als Vision erschienen. Ich habe Sie gesehen, obwohl Sie nicht in der Nähe waren. Stellen Sie sich das einmal vor.« Jetzt hob er den Kopf und schaute sie an, und auch Diondra wich seinem Blick nicht aus. Er sah ihre Augen, und sie kamen ihm verändert vor. Viel wachsamer als zuvor, ohne einen Funken Freude. Da schimmerte Eis in den Pupillen. Beinahe bereute er es, das Thema angeschnitten zu haben.

»War das alles?«

Er machte einen Rückzieher. »Im Prinzip schon…«

»Aber nicht für mich, Professor.«

»Wieso nicht?«

»Ich weiß, dass Sie mehr wissen, und ich möchte dies erfahren, bitte schön.«

Robert Palmer war nicht nur unbehaglich zumute, er rutschte auch unbehaglich auf dem Stuhl hin und her. »Es kann sein, dass ich zu weit gegangen bin…«

»Sie haben mich also gesehen?«

»Ja.«

»Visionär?«
»Das stimmt schon.«
»Wo denn?«
Palmer gefiel nicht, dass er es war, der ausgefragt wurde. Er hatte sich den Fortlauf des Gesprächs anders vorgestellt, aber was sollte er tun? Dieser Biss in den Apfel war für ihn bitter gewesen, jetzt musste er den Rest auch schlucken.
»Nicht hier.«
»Das kann ich mir vorstellen, Professor.«
»Es war unterwegs, es war am gestrigen Abend. Wir hatten uns ja verabschiedet. Ich fuhr nach Hause und hatte während der Fahrt das Gefühl, nicht mehr allein im Wagen zu sein. Jemand war bei mir, obwohl ich keinen Menschen sah. Aber der Eindruck verdichtete sich immer stärker, ich schaute mich oft genug um, konnte keinen Menschen entdecken, obwohl ich Stimmen zu hören glaubte.«
»Stimmen?«
»Ja, aus dem Unsichtbaren. Ein ungewöhnliches Wispern und Flüstern. Es umrauschte mich, es machte mich seelisch fertig. Ich kriegte schreckliche Angst und war froh, von der Bahn abfahren zu können. An einem Feld habe ich dann angehalten. Ich bin aus dem Wagen gelaufen, habe mich bewusst von ihm entfernt, um auf dem Feld stehen zu bleiben.«
Sie lächelte ihn beinahe harmlos an. »Was haben Sie denn da gesehen, Professor?«
»Meinen Wagen.«
»Das dachte ich mir. Und weiter?«
»Hinter den Scheiben sah ich eine Bewegung. Ich wusste nicht, was es war, dachte immer an die Stimmen, aber die konnten es nicht gewesen sein. Aus der Bewegung materialisierte sich etwas hervor, das ich als bleiche Gestalt identifizierte.«
»Ein Gespenst?«, fragte Diondra spöttisch.
»Fast.«
»Also ein Mensch?«
Er schüttelte den Kopf. »Vielleicht von beidem etwas. Ich kann es nicht erklären. Mehr eine Vision, wenn Sie verstehen. Und diese Vision sah aus wie Sie.«
Jetzt war es heraus, und Palmer wartete darauf, wie Diondra wohl reagierte. Sie tat zunächst nichts. Sie blieb sitzen und schaute ihn an.
Dann bewegte sich ihr Mund, und die Lippen zeigten schließlich ein breites Lächeln.
»Mehr sagen Sie nicht, Diondra?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Sie sollen weitersprechen, das war doch nicht alles.«

Nein, es war nicht alles, dachte er. Es war verdammt noch mal nicht alles, aber woher wusste sie das? Warum und wieso hat sie darüber Bescheid gewusst? Ist sie denn selbst dabei gewesen? War es keine Vision, sondern Realität?

»Sie hielten etwas in der Hand, Diondra.«

»So?«

Palmer ärgerte sich darüber, dass er schwitzte. Er konnte es nicht vermeiden, allein der Blick dieser jungen Frau brachte mehr Hitze in seine Gefühle als das Kaminfeuer.

»Reden Sie doch, Professor. Wir sind hier unter uns. Nur wir beide, es gibt kein Abhörmikro. Wir brauchen kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Nur so kommen wir zu einem Ergebnis.«

Er hustete. Die Entwicklung der Unterhaltung gefiel ihm immer weniger. Diondra wusste Bescheid, davon ging er einfach aus.

Trotzdem wollte sie ihn locken, sie wollte, dass er es sagte, und sie wartete begierig darauf, denn in ihren Augen funkelte es dabei.

»Was hielt ich in den Händen?«

»Einen… einen Arm!« Er hatte die Antwort gezischt und rechnete damit, dass die Frau aufspringen würde, doch sie tat nichts. Diondra blieb sitzen, als hätte sie die Anschuldigung überhaupt nicht gehört.

Sie blickte ihn nicht einmal skeptisch an, und an seinen Worten schien sie keinen Zweifel zu hegen.

»Noch mehr?«

Palmer nickte. Bevor er sprach, wischte er mit einem Tuch den Schweiß aus dem Gesicht. »Ja, noch mehr, es war ja nicht nur der Arm, den Sie festhielten. Sie waren auch dabei, in ihn reinzubeißen. Können Sie sich das vorstellen? Sie… Sie bissen hinein. Sie rissen ihn auf, ich sah das Blut, die Sehnen, und ich das Blut auch in Ihrem Gesicht.« Er schüttelte den Kopf. »Es war furchtbar. Ein Schock. Etwas Schrecklicheres habe ich zuvor noch nie in meinem Leben gesehen.«

»Das glaube ich Ihnen.«

Er ballte die Hände zu Fäusten. »Wie, zum Teufel, kann dieses Bild entstanden sein? Wie überreizt müssen meine Nerven denn sein, dass ich so etwas sah?«

»Überreizt?«

»Ja, oder…«, dem Professor fiel der Mund zu. Er dachte nach, er dachte sogar analytisch und kam zu einem Resultat, das er mit leiser Stimme aussprach, als befürchtete er, dass jemand mithören konnte.

»Oder sollten meine Nerven nicht überreizt gewesen sein? Kann es möglich sein, dass ich mir die Szene gar nicht eingebildet habe, dass sie in Wirklichkeit existierte?«

»Was meinen Sie?«

»Ich kann es nicht glauben!«, stieß Palmer außer sich hervor. »Ich kann es nicht fassen.« Er hob seine Tasse an. Die Finger zitterten, er

verschüttete Tee, was ihm jetzt egal war, und als er trotzdem trank, hatte er Mühe, die Flüssigkeit runterzuschlucken. Seine Kehle kam ihm vor wie zugeschnürt.

Diondra stand auf. »Professor«, sagte sie und kam auf ihn zu. »Ich freue mich, dass Sie gekommen sind.«

Hastig stellte er die Tasse ab.

»Ich… ich wollte nur etwas klarstellen und mir Gewissheit verschaffen.«

»Haben Sie die nun?«

»Nein, nein. Ich weiß noch immer nicht, was ich von dieser Vision halten soll.«

Sie winkte ab. »Nehmen Sie sie hin.« Diondra ging noch einen Schritt vor. Sie erreichte damit den aus dem Kamin strömenden Widerschein des Feuers, der ihre Gestalt mit einem zuckenden Mantel aus Licht und Schatten umgab.

Dem Professor kam sie plötzlich nicht nur unheimlich vor, er hatte auch den Eindruck, eine andere Person vor sich zu haben. Er wischte über seine Augen, schaute wieder hin, aber der Eindruck blieb.

Das war nicht die Diondra, die er kannte, allein der Ausdruck ihrer Augen hatte sich so seltsam verändert.

Der Professor suchte nach einer Erklärung. Es musste sie einfach geben, das sagte ihm sein analytisch geschulter Verstand. Für alles auf der Welt gab es eine Erklärung, auch für die Veränderung eines Blickes. In den Pupillen konnten sich Hass, Liebe, Trauer oder Verzweiflung abmalen. Bei Diondra war das nicht der Fall. Ihre Augen hatten einen völlig anderen Ausdruck angenommen, und über ihn dachte er nach.

Sie ließ ihm auch Zeit, lächelte dabei, aber nur mit dem Mund, in den Augen veränderte sich nichts. Dann sah er ihre Zunge. Sie huschte aus dem Mund hervor, und Palmer verglich sie mit einem grauen Stück Schwamm.

Er schüttelte sich. Trotzdem ließ ihn der Augenausdruck nicht los, und auf einmal fiel es ihm ein.

Er wusste Bescheid.

Das musste es sein.

Die Pupillen waren nicht alt, dafür weise geworden. Als hätten sie das Wissen von Jahrhunderten gespeichert. Das Wissen einer prähistorischen Welt, über die selbst Historiker kaum etwas wussten.

Prähistorisches Wissen…

Der Professor wunderte sich über seine Gedanken. Dass ihm so etwas überhaupt durch den Kopf schießen konnte, sah er schon mehr als rätselhaft an. Auf seinem Rücken krabbelten unzählige Spinnenbeine, die ihren Weg bis zu seinem Gesicht fortsetzten, darüber hinweghuschten und auch die Kopfhaut erreichten.

Es fiel ihm schwer, sich unter Kontrolle zu halten. Er hoffte, dass Diondra nichts bemerkte, auch nichts von seiner Furcht vor ihr.

Wenn sie erfuhr, was er dachte und worüber er nachdachte, konnte das möglicherweise irreparable Folgen für ihn haben und möglicherweise bis zu seinem Tod führen.

Für ihn galt es jetzt, einfach umzudenken und sich bereits Gedanken über seinen Rückzug zu machen.

Diondra war ihm so nahe gewesen und auch so fern. Sie blies ihm den warmen Atem ins Gesicht, und er hatte den Eindruck, dabei Gewürze auf seinen Lippen zu schmecken.

Was würde sie tun? Hatte sie längst bemerkt, dass er etwas wusste? Der Professor traute ihr alles zu, so das Lesen fremder Gedanken. Seine Brille war durch den Schweiß auf seinem Nasenrücken etwas nach vorn gerutscht, deshalb sah er das Gesicht der Frau nur mehr als einen schwachen Schatten.

Er traute sich auch nicht, die Brille anzuheben und sie zu richten.

Dafür hörte er ihre Frage. Jedem der Worte entnahm er so etwas wie ein Todesurteil. »Woran denken Sie jetzt, Professor? Habe ich Sie erschreckt? Haben Sie tiefer blicken können? Bereitet sich Ihr Verstand jetzt auf die Analyse vor?«

»Bitte«, sagte er, »ich…«

»Sie kommen nicht mehr zurecht, wie? Sie wissen nicht, was die Wahrheit ist und was Fiktion.« Diondra tätschelte seine Wange. »Sie transpirieren ja, Professor. Was ist mit Ihnen los?«

»Es ist mir warm geworden«, sagte er schwerfällig.

»Nur durch das Feuer?«

»Kann sein.«

»Oder haben Sie Angst?« Nach dieser Frage trat sie wieder zurück und gab dem Mann Gelegenheit, zum ersten Mal seit einiger Zeit richtig durchzuatmen.

Dabei schloss er die Augen. Er wollte sie plötzlich nicht mehr sehen. Automatisch richtete er seine Brille, ärgerte sich, dass er die Fahrt angetreten hatte, und wünschte sich gleichzeitig weit, weit weg. Fort von hier, weg aus diesem Haus, das nicht mehr als eine verfluchte Totengruft war. Er blieb stattdessen sitzen, betete innerlich, dass alles nicht so schlimm sein würde, öffnete endlich die Augen, wobei er den Eindruck hatte, es wären Stunden vergangen.

Dabei waren erst ein paar Sekunden verronnen. Diondra hielt sich noch immer im Raum auf. Nur war sie an den Kamin getreten, hatte sich dort gebückt und angelte nach einem bereitliegenden Kloben Holz, den sie lässig in die Flammen warf. Das Feuer freute sich über die neue Nahrung, es griff zu und produzierte die zuckenden Arme, deren Spitzen im Schacht des Kamins verschwanden.

Diondra stand neben dem Kamin und schaute in das Feuer. »Ich liebe

die Flammen«, gestand sie. »Sie sind etwas Wunderbares, Professor, weil es sie schon seit Tausenden von Jahren gibt. Seit alters her existierten sie. Mögen auch noch so viele Jahre vergangen sein, niemand hat es bisher geschafft, sie absolut unter Kontrolle zu bringen. Man darf sie nicht unbeobachtet lassen, sonst ist es um den Menschen geschehen. Das war so, das ist so, das wird immer so sein. Lieben Sie das Feuer auch so wie ich?«

»Nein.«

»Aber Sie haben doch einen Kamin in Ihrem Haus, nicht wahr?«

»Das schon.«

Sie nahm noch ein Stück Holz auf und warf es zu den anderen. Mit einer scharfen Bewegung drehte sie sich um und schlenderte auf den Tisch zu. Ihre Augen hatten den ungewöhnlichen Ausdruck verloren, sie sahen wieder normal aus, aber der Professor traute ihr nicht. In den letzten Minuten hatte sie sich verändert, oder hatte sie dort ihr wahres Gesicht gezeigt? War das andere nur Maske gewesen? Gab es in Wirklichkeit keine Bedrohung und war sie die Bedrohung selbst?

Das alles konnte sein, nur wollte er die Lösung nicht mehr hören.

Er hatte keine Lust mehr. Wer diese Frau auch sein mochte, wo immer sie ihre genialen Fähigkeiten hervorgezaubert hatte, es interessierte ihn nicht mehr, denn sein Weg würde auch von ihr wegführen, und als Schülerin oder Testperson war sie für ihn gestorben.

Er musste nur noch dieses Haus verlassen und wusste, dass es nicht so einfach sein würde.

»Die Vision lässt Sie nicht los, Professor, wie?«

Er hob die Schultern und freute sich darüber, dass er so gelassen sein konnte. »Es war nur eine Vision, mehr nicht. Vielleicht bin ich schon zu alt geworden, kann ja möglich sein.« Er stemmte sich aus dem Sessel hoch. »Jedenfalls werde ich jetzt wieder fahren, denn Rebecca, meine Frau, wartet auf mich. Ich habe ihr gesagt, dass ich rasch wieder zurück sein werde.«

»Sie weiß Bescheid?«

»Ja, warum nicht?«

Diondra legte den Kopf zurück, bevor sie nickte. »Ach, war nur eine Frage.«

Er nickte und fühlte sich überhaupt nicht wohl in seiner Haut.

»Gut, ich werde dann gehen und schlage vor, dass wir in Verbindung bleiben. Wenn Ihre Bedrohung vorbei ist, Diondra, möchte ich Sie bitten, sich wieder mit mir in Verbindung zu setzen.«

»Meinen Sie, Professor?«

Er versuchte, eine möglichst harmlose Antwort zu geben. »Ja, ich denke schon.«

Diondra Mayne überlegte. Sie ging dabei im Zimmer auf und ab.

Der Professor hatte den Eindruck, nicht mehr als ein Spielzeug zu sein, das einzig und allein unter ihrer Kontrolle stand. Er traute sich auch nicht, zur Tür zu gehen, zudem konnte er sich vorstellen, dass sie mit ihren Leibwächtern gemeinsame Sache machte, und dagegen würde er kaum ankommen. Es kostete Palmer schon Überwindung, den ersten Schritt auf die Tür zuzugehen, doch den zweiten überlegte er sich, denn da hörte er die scharfe Stimme der Frau.

»Es schlägt, Professor!«

»Wie bitte?«

Sie kam auf ihn zu. Innerhalb eines Augenblicks war sie wieder zu einer anderen geworden. Kalt war der Blick, das Kinn leicht vorgeschoben, und die Haltung hatte etwas Witterndes an sich. »Ich höre die Schläge, Professor, ich höre sie genau. Es… es ist etwas passiert, glauben Sie mir, es ist da.«

»Was ist da?«

Diondra Mayne drehte sich. Dann kam sie auf Palmer zu. Beinahe hätte sie ihn noch berührt, als sie stoppte. »Die Bedrohung, Professor, die Bedrohung ist da. Ich werde mich wehren müssen, und auch Sie können mich daran nicht hindern.« Sie stieß ihm mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Aber Sie haben Recht gehabt, Professor.«

»Wo… womit?«

»Mit der Einschätzung dieses Hauses. Es ist tatsächlich ein Grab, auch für Sie…«

***

In einem Reflex hatte ich die Lippen zusammengepresst, ich wollte einfach nichts mehr riechen und schmecken. Dabei hätte ich lieber die Augen schließen sollen, denn im Innern der Amphore erfasste der dünne Strahl ein furchtbares Bild.

Zuerst hatte ich an schwarze, zuckende und sich bewegende Würmer gedacht, die sich so dicht aneinander gepresst hielten, dass sie eben diese Masse bildeten, und sie war einfach widerlich. Schwarz, ölig und gleichzeitig auch weich. Mit einer schimmernden Oberfläche versehen und einem gleichzeitigen Bewegungsapparat, der im Innern der Masse vorhanden war und stets in einem gewissen Rhythmus zuckte, als wäre dort ein Muskel vergraben, für den es noch einen anderen Ausdruck gab – ein Herz!

Ich trat etwas zurück, schaute dabei zur Seite, und der kalte Schauer auf meinem Rücken wollte nicht weichen. Dabei wusste ich, dass ich eine äußerst interessante Entdeckung gemacht hatte, ich brachte sie nur nicht in die Reihe und wusste nicht, was ich von ihr halten sollte. Wie wichtig war diese Masse? Konnte ich sie als Zentrum dieses unheimlichen Hauses ansehen?

Es vergingen einige Sekunden, bis ich mich wieder gefangen hatte.

Fahrig wischte ich den Schweiß von meiner Stirn, dann leuchtete ich gegen die Tür, aber dort stand niemand. Sie hatte sich auch nicht bewegt, alles war so wie zuvor.

Und doch war es anders geworden. Hier lauerte etwas, zwar nicht in meiner unmittelbaren Nähe, aber so, dass es mich sehr schnell packen konnte, wenn es wollte.

Ich musste zur Tür.

Mit einer harten Bewegung zerrte ich sie weiter auf. Mein Blick fiel in den finsteren Gang, bevor ich hineinstrahlte. Auch im bleichen Licht der Leuchte entdeckte ich dort nichts, was meinen Verdacht erhärtet hätte. Es blieb still.

Warum dann diese Ahnung?

Keine Schritte, keine Geräusche, keine Stimmen, aber bedrückende Stille, die nur von einem Geräusch unterbrochen wurde, diesem klatschenden Klopfen, als wäre jemand dabei, in die Masse zu schlagen, aber sie atmete und »lebte« von allein.

Obwohl der Geruch sich nahe der Amphore am längsten hielt, machte ich mich auf den Weg. Wieder trat ich an das Gefäß heran, diesmal leuchtete ich zuerst an der Außenseite entlang und dachte über die Schriftzeichen nach.

Dem Gefühl nach tippte ich auf Ägypten – allerdings auf ein sehr altes Ägypten, und was dort in dieser Amphore verborgen lag, das konnte durchaus ein Relikt aus dieser Zeit sein.

Ein lebendes Herz!

Ein Herz, das schlug, das Tausende von Jahren überlebt hatte und in einer schwarzen Masse lag, möglicherweise in einer gallertartigen Flüssigkeit, die einer Nährlösung gleichkam.

Mich schauderte, als ich wieder in die Amphore hineinleuchtete.

Täuschte ich mich, oder hatte sich dort etwas verändert? Mir kam es so vor, als wäre die Masse gewachsen und hätte sich an den Wänden hochgedrückt.

Ich schloss die Augen.

Langsam, John, langsam. Dreh nicht durch, fang nicht an zu spinnen und bleib cool.

Trotz meiner eigenen Befehle fiel es mir schwer, und ich schaute mir die Masse sehr genau an. Das Licht berührte sie, ich hatte den Lampenstrahl durch eine Drehung des Glaseinsatzes verändert, sodass er jetzt breiter gegen das Ziel fiel.

Ja, da pochte es.

Und die Kraft schien stärker geworden zu sein, denn diese Drüse hatte sich sogar an die Oberfläche geschoben. Nur eine verhältnismäßig dünne Haut trennte es vor dem Platzen.

Würde es dazu kommen?

Wieder pumpte die Drüse, wieder stieg sie höher, und diesmal

erkannte ich sie. Ich hatte den Eindruck, als würde der Lichtstrahl es erst durchleuchten, dann aber aufgeben, sodass er von der Schwärze aufgesaugt wurde. Umrisse sah ich, und ich hatte Mühe, die Fassung zu bewahren.

Ja, es war ein Herz!

Ein pechschwarzes, zuckendes und schlagendes menschliches Herz!

Der Schock blieb aus. Vielleicht auch deshalb, weil es keine Überraschung mehr für mich war. Ich hatte mich daran gewöhnen können, sah es, nahm es zur Kenntnis, und ich fing bereits an zu überlegen, wem dieses Herz gehören konnte. Auch über die Herkunft der Masse dachte ich nach.

War diese Masse einmal ein Körper gewesen? Hatte man ihn verbrennen oder verwesen lassen, oder war er einbalsamiert worden?

Das Herz stieg aus der schleimigen Masse höher. Wieder hörte ich dieses dumpfe Geräusch, den pumpenden Schlag, als wäre es das Herz eines normalen Menschen.

Es war mit einer dunklen Schleimmasse bedeckt, die es allerdings nicht vor meinen Blicken verbarg, denn sie war leicht durchsichtig und wirkte wie graues Rauchglas. Es zuckte, es pumpte, und wahrscheinlich führte es der Masse die Energie zu.

Welche Energie war das?

Ich wusste es nicht. Hatte irgendjemand in grauer Vorzeit eine Mumie auf bestimmte Art und Weise einbalsamiert? Gab es da ein Verfahren, das uns Menschen aus der Neuzeit noch nicht bekannt war?

Nein, das musste anders gewesen sein. Ich stellte die Wissenschaft mal hintenan und bewegte meine Gedanken in eine andere Richtung. Was ich hier erlebte, war ein altes magisches Phänomen, und es musste dabei eine Verbindung bis in die Gegenwart und speziell zu Diondra Mayne führen. Es wollte mir nicht aus dem Sinn, in dieser finsteren Kammer hatte ich die Quelle gefunden.

Das Herz und das weibliche Genie, beide zusammen ergaben die magischbrisante Mischung.

Das pochende Herz nahm nicht den gesamten Umfang der Amphore ein. Es schwamm in der gallertartigen Masse, die ich anleuchtete. Ich wagte nicht, sie zu berühren, sie zitterte in sich, sie lebte, sie warf keine Blasen, aber sie sah so aus, als würde sie sich ausdehnen.

Ich trat einen Schritt zurück. An den widerlichen Verwesungsgestank hatte ich mich beileibe nicht gewöhnt. Er klebte überall, in meiner Kleidung, auf der Haut, er war auch in meinen Mund gedrungen. Bei jedem Einatmen füllte er ihn aus bis zur Kehle, aber ich hatte das Würgen längst unterdrückt.

Eine Verbindung zwischen Diondra und dem Herz! Die musste es geben. Ein Objekt verließ sich auf das andere. Diondra war als Genie

bezeichnet worden, als ein Mensch, wie ihn die Fachleute noch nie zuvor erlebt hatten. Diese Frau war für sie unerklärbar geworden.

Da es diese Person mit all ihrem Wissen gab, musste es auch eine Erklärung geben, nur keine rationale. Solange dieses Herz schlug, würde es auch Diondra geben. Also existierte zwischen ihnen beiden eine Symbiose.

Und die Stimmen?

Sie waren keine Täuschung gewesen. Ich hatte sie gehört, als ich am Pavillon lauschte. Das Flüstern war durch die Mauern gedrungen, aber es hatte nicht Diondra gesprochen, sondern die geisterhaften Personen, die sich im Dunkeln verborgen hielten.

Auch sie mussten mit diesem verdammten Herz zu tun haben. Ich leuchtete noch einmal gegen den schwarzen, zuckenden Klumpen und beschloss, keinen Versuch zu unternehmen, die magische Energiequelle zu zerstören. Ich musste mir erst sicher sein, ob die Verbindung zwischen Diondra und diesem Herz tatsächlich so stark war.

Am besten war es, wenn ich die Amphore wieder verschloss und so tat, als hätte ich nichts gesehen.

Ich hatte mich schon gebückt, um den runden Deckel aufzuheben, als ich die Geräusche hörte. Nicht in dem Raum, in dem ich stand, sondern hinter meinem Rücken – außerhalb eben.

Da war jemand!

Sofort löschte ich das Licht. Die Dunkelheit überfiel mich. Nichts war mehr zu sehen. Aber in der Finsternis hörte sich das Pochen des Herzens doppelt so laut an.

Das Geräusch ließ bei mir einen Schauer entstehen. Ich wusste ja, woher es kam, vergaß die Amphore und schlich so leise wie möglich auf die Wand zu.

Mit dem Rücken lehnte ich mich an und blieb dort stehen.

Zeit verging. Ich selbst kam mir vor wie jemand, der in der Dunkelheit verschmolz. Ich wurde zu einem Teil ihrer selbst, verwandelte mich ebenfalls in den Schatten, der von der Dunkelheit verschluckt worden war.

Das Geräusch war nicht verstummt. Da schlich jemand näher. Er bewegte sich auf leisen Sohlen und versuchte dabei, jedes Kratzen oder Schaben zu vermeiden, was ihm nicht gelang. Wer immer dort kam, für ihn gab es nur den einen Weg. Er würde die Tür öffnen, diesen Raum betreten und feststellen, dass sich etwas verändert hatte.

Großartig zu raten, mit wem ich es zu tun hatte, brauchte ich nicht.

Wahrscheinlich hatte Diondra Mayne gespürt, dass sich jemand an ihr Geheimnis herangemacht hatte. Das konnte sie natürlich nicht hinnehmen, und wenn sie erschien, würde sie auch handeln.

Die Tür bewegte sich. Ich hörte nur ein Schleifen, leise und stockend.

Die Person war da. Sie kam vor. Ich ahnte es, denn ich sah es nicht. Aber ich konzentrierte mich auf die leisen Geräusche der Schritte, die manchmal auch näher kamen.

Diondra Mayne.

Keine andere Person hatte diese Kammer betreten. Ich hörte ihr Flüstern, aber das war nicht sie allein, die sprach, denn abermals erreichten mich die Stimmen, deren wispernden Klang ich bereits am Pavillon vernommen hatte.

Ich hätte darauf schließen müssen, dass Diondra nicht allein erschienen war, das jedoch wollte mir nicht in den Kopf. Nein, es stimmte nicht, sie war…

Meine Gedanken rissen ab. Etwas hatte mein Gesicht gestreift wie ein feines Spinnennetz, und ich fragte mich, ob mich dort jemand hatte abtasten wollen.

War Diondra doch mit Begleitern erschienen?

In meinem Magen setzte sich das Unbehagen fest. Ich fühlte mich längst nicht mehr gut und sicher, denn in den vergangenen Sekunden hatte sich die Gefahr verdichtet.

Die Schritte verstummten.

Kein Schleifen oder Kratzen mehr.

Dafür hörte ich ein anderes Geräusch.

Ein böses Stöhnen, als würde jemand unter schrecklichen Qualen leiden.

In der rechten Hand hielt ich noch immer meine kleine Lampe. Die Richtung, aus der das Geräusch drang, war einfach nicht zu verfehlen. Langsam hob ich den Arm höher, und mein Daumen bewegte sich dabei auf den Schaltknopf zu.

Ein schwacher Druck nur reichte aus.

Helligkeit, gebündelt, grell, auch gefächert – und ein Ziel treffend.

Das Glück stand diesmal auf meiner Seite. Ich erwischte Diondra Mayne voll.

Mein Gott, wie sah sie aus! In diesen Augenblicken brach für mich eine kleine Welt zusammen!

***

Professor Palmer war stehen geblieben. Die letzten Worte der jungen Frau wollten ihm nicht aus dem Sinn. Er drehte sich langsam herum, und seine Kehle war trocken wie eine Sandmulde. »Was haben Sie da gesagt?«, fragte er leise.

Diondra nickte. »Das Haus ist ein Grab.«

Er schüttelte den Kopf. »Ja, das hörte ich, aber Sie haben auch von mir gesprochen.«

»Stimmt. Es ist auch für Sie zu einem Grab geworden. Für alle hier ist es das. Eine Gruft, ein düsterer Platz zum Sterben, abgefüllt mit dem

Erbe und den Schatten einer längst vergessenen Zeit, einer unheimlichen Vergangenheit. Das müssen Sie begreifen, Professor. Ich regiere hier.« Sie verdrehte die Augen und wirkte so, als würde sie überlegen. Dann sprach sie weiter. »Nein, ich lasse hier regieren. Das andere und ich sind zusammen.« Sie holte tief Luft. Ihr Blick nahm einen verklärten Ausdruck an. »Es pumpt wieder, es schlägt, es ruft mich, ich kann es genau hören.«

Palmer begriff nicht viel. »Was können Sie hören? Was ist überhaupt los?«

»Das Herz, Professor. Das Herz schlägt.«

»Ihres?«

»Auch. Aber das andere Herz ist wichtiger. Das Herz dieser Gruft, das Herz des Hauses, und es sorgt dafür, dass Leben in dieses Gemäuer kommt. Sie müssen mich jetzt entschuldigen, Mr. Palmer, aber ich muss nachschauen.«

»Wo… wo denn?«

»Ich will es sehen.« Ihre Lippen zuckten. »Der Schlag gefällt mir überhaupt nicht. Er ist nicht so regelmäßig wie sonst. Ich habe den Eindruck, als wäre es von einer großen Gefahr umgeben. Es ist jemand hier, ich kenne ihn auch, ich habe ihn gesehen, und ich habe ihn gespürt…«

Palmer hatte sich wieder gefangen. »Ist es das, was Sie als Bedrohung bezeichnen? Haben Sie sich deshalb zurückgezogen? Fühlen Sie sich von diesem Herz bedroht?«

Diondra lächelte. »Ja, es ist die Wolke, die Vergangenheit.« Dann widersprach sie sich. »Nein, ich fühle mich von ihm nicht direkt bedroht, ich muss eben lernen, es zu begreifen. Wenn es aus diesem Haus ein Grab machen will, dann soll es das. Ich aber werde…«, sie sprach nicht mehr weiter, sondern drehte sich um und ging mit sehr gelassenen Schritten auf die Tür zu.

Palmer stand da, ohne sich zu rühren. Er sagte auch nichts, als Diondra das Zimmer verließ. Aus weit geöffneten Augen schaute er ihr hinterher, und diesmal hörte er sein Herz schlagen. Viel zu schnell und unregelmäßig. Er wusste selbst, dass sein Herz nicht mehr so in Ordnung war wie früher, deshalb konnte er auch nichts unternehmen. Er ging nur einige Schritte auf den Sessel zu und ließ sich wieder hineinfallen.

Dort blieb er sitzen, starrte ins Leere und kam mit sich und der Welt nicht mehr zurecht.

Diondra öffnete die Tür. Mit der Hand an der Klinke blieb sie stehen und schaute zurück. Von der Seite her erwischte sie der Lichtkreis des Kaminfeuers. Ihre Gestalt hatte etwas Böses bekommen, sie sah zwar aus wie immer, aber da steckte trotzdem etwas in ihr, mit dem der Professor nicht zurechtkam.

Sie hatte sich verändert…

Zum Abschied schenkte sie ihm ein eisiges Lächeln, und wieder fiel dem Mann dabei ein, dass sie dieses Haus hier mit einer Gruft verglichen hatte.

Er wollte ihr etwas zurufen, doch Diondra war schneller. Auf leisen Sohlen huschte sie aus dem Zimmer, und ebenso leise zog sie die Tür hinter sich zu.

Sie ließ einen Mann zurück, der völlig geschockt war. Er, der Wissenschaftler, hatte das Gefühl bekommen, völlig von der Rolle zu sein. Es gab nichts mehr, was sich rein von der Analytik und vom Verstand her erklären ließ. Hier war die Welt auf den Kopf gestellt worden. Die Magie hatte die Logik abgelöst, und ausgerechnet Diondra, dieses mathematische Wunder, spielte die Hauptrolle.

Palmer atmete mit offenem Mund. Allmählich nur lichtete sich der Vorhang, seine Gedanken nahmen wieder klarere Formen an, sie verwandelten sich in Bilder, und aus ihnen schöpfte er neuen Mut.

Er musste etwas tun.

Jetzt freute er sich doppelt darüber, dass er über das Treffen mit dem Polizisten draußen im Park geschwiegen hatte. Er ging davon aus, dass der Mann seinen Beobachtungsposten noch nicht verlassen hatte. Es war wichtig, dass er Bescheid wusste. Wann Diondra zurückkehrte, konnte der Professor nicht sagen, irgendwann würde sie schon erscheinen, und bis dahin musste Palmer alles geregelt haben.

Er stand auf.

Den Weg bis zur Tür hatte er mit wenigen Schritten hinter sich gelassen. Er blieb für einen Moment davor stehen und lauschte. Dahinter hörte er nichts.

Also war er allein.

Er kam sich wie ein kleiner Junge vor, als er die rechte Hand auf die Klinke legte. Noch traute er sich nicht, sie nach unten zu drücken. Er war aufgeregt und zitterte, dann gab er sich einen Ruck.

Alles Weitere ging schnell. Er stieß die Tür auf, ging über die Schwelle – und erlebte den nächsten Schock.

Palmer wäre fast gegen eine breitschultrige Gestalt gelaufen, die ihn zudem noch weit überragte.

Cusor stand dort wie ein Felsblock!

Er lachte leise, und dieses Lachen traf den Professor wie kleine Messerstiche. Für ihn brach auf der Schwelle abermals eine Welt zusammen. Er musste sich am Türpfosten abstützen, sonst hätte er den Schwindel nicht überwinden können.

»Hallo, Professor…«

»Ja… was … was ist?«

»Sie wollten doch nicht verschwinden?«, fragte Cusor mit einem wissenden Grinsen auf den Lippen. »Das können Sie uns doch nicht

antun. Diondra und auch ich haben etwas dagegen, wenn jemand das Haus ohne unsere ausdrückliche Erlaubnis verlässt. Verstehst du das?«

Palmer schnappte nach Luft. Er nahm sich vor, die Worte zu ignorieren. »Ich… ich … wollte doch nur …«

»Es spielt keine Rolle, was du wolltest, mein Freund. Überhaupt keine Rolle, denn wir haben hier zu bestimmen.«

Palmer hatte den Kopf nach vorn gesenkt. Mühsam hob er ihn jetzt wieder an. Er kam nicht dazu, in das Gesicht des Mannes zu schauen, denn Cusor hatte bereits seinen rechten Arm vorgestreckt.

Mit der flachen Hand tippte er gegen die Brust des Professors. Der Treffer reichte aus, um Palmer die Stütze zu nehmen. Seine Hand rutschte vom Türrahmen ab. Er torkelte zurück in das Zimmer und hoffte inständig, nicht zu Boden zu fallen, denn vor dieser mächtigen Gestalt auf dem Rücken zu liegen, kam ihm einfach demütigend vor.

Mit rudernden Armen gelang es ihm, das Gleichgewicht zu halten, doch er traute sich nicht, sich in einen Sessel zu setzen. Schwer atmend blieb er neben dem Kamin stehen. Von der rechten Seite her strömte die Hitze gegen ihn. Von der offen stehenden Tür löste sich der Schatten des großen Mannes, der mit schweren Tritten das Zimmer betrat und auf Palmer zukam.

Unwillkürlich hob Palmer einen Arm, als wollte er sich vor einem Schlag schützen, das aber hatte Cusor nicht vor. »Mein Gott, bist du jämmerlich«, sagte er, »bist du eine Witzfigur! So hochintelligent, anderen überlegen und…« Er lachte und konnte sich kaum beruhigen. »Aber das ist vorbei.«

Palmer rückte die Brille zurecht, damit er den anderen wieder anschauen konnte. »Was habe ich Ihnen getan?«, fragte er. »Was, zum Teufel, haben Sie gegen mich?«

»Nichts.«

»Dann lassen Sie mich gehen.«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Das will ich Ihnen sagen. Es gibt jemand, der möchte Sie gern im Haus behalten.«

»Diondra…?«

»Genau, denn sie hat hier das Sagen.«

Palmer dachte über die Antwort nach. Ja, im Prinzip hatte dieser Mann Recht. Diondra hatte hier das Sagen. Sie wohnte hier, sie hatte sich hierher zurückgezogen. Dieses Haus war ihre Höhle, sie lebte zwischen den Mauern. Das Haus war sie, und sie war das Haus.

Verrückt, aber es stimmte.

Cusor nickte dem Professor zu. »Nun?«, fragte er lauernd. »Ist das endlich in deinen Kopf reingegangen?«

»Ja, ich habe begriffen.«

»Das freut mich.«
»Aber ich möchte den Grund wissen. Ich komme nicht mehr mit, ich weiß nicht, warum das alles geschieht? Diondra und ich sind gut miteinander ausgekommen, und ich bin nicht derjenige, der sie bedroht.«
»Das wissen wir.«
»Was soll das dann?«
Cusor lachte. »Ich weiß es auch nicht genau. Aber jeder, der hier lebt, wird irgendwann einmal zum Teil dieses Hauses. Ich bin es auch geworden, und ich möchte nicht einmal weg von hier. Es hat etwas Besonderes an sich, verstehst du?«
»Nein, noch nicht.«
Cusor tippte gegen seine Stirn. »Denkst du nur mit dem Verstand, Professor, oder hast du auch Gefühle?«
»Wie meinen Sie das?«
»Dieses Haus muss man fühlen, verdammt! Man spürt, dass etwas in ihm steckt, das man nicht erklären kann. Hier ist alles anders, und auch ich habe mich überzeugen lassen. Ein sehr schönes Haus, sehr alt und von einem Geist beseelt…«
»Hören Sie auf! Ich weiß, dass es Diondra nicht gut geht. Hat sie nicht selbst gesagt, dass sie bedroht würde? Was ist mit ihr? Wer ist sie überhaupt?«
Cusor gab keine Antwort. Er zeigte aber an, dass er Palmer nicht aus den Augen lassen wollte. Mit sicherem Griff zog er einen in der Nähe stehenden Stuhl heran und ließ sich dicht vor der Tür nieder.
Dort blieb er sitzen. Er war ein Wächter, und er würde Palmer nicht aus dem Zimmer lassen.
»Verstehst du, Prof?«
»Ja, ich verstehe es.«
»Dann richte dich danach.«
Palmer hatte sich nicht gesetzt. Er war neben dem Tisch stehen geblieben. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, aber sie liefen im Endeffekt nur auf ein Ziel hinaus. Er war ein Gefangener, und es sah so aus, als sollte er auch in Zukunft einer bleiben. Aus freien Stücken würde er das Haus nicht verlassen können. An Cusor vorbeizukommen, war einfach unmöglich.
»Heißen Sie nicht Cusor?«, fragte er.
»Ja, warum?«
»Ich möchte immer nur zu gern wissen, mit wem ich es zu tun habe, wenn du verstehst.«
»Solltest du versuchen, von hier zu verschwinden, mache ich dich alle. Ich gehöre zu den Leuten, die treu sind, wenn sie einmal einen Job angenommen haben.«
Palmer erkannte die perverse Logik, die hinter den Worten steckte,

sofort. »Treu bis in den Tod?«, hakte er nach.

»Wenn es sein muss, auch das.«

»Sie machen sich strafbar.«

»Es kümmert mich nicht.« Erst grinste er breit, dann lachte er und strich dabei mit einer selbstsicher wirkenden Geste über sein Haar.

»Wenn Sie wüssten, was ich hinter mir habe, Professor, würden Sie anders reden.«

Zumindest duzt er mich nicht mehr, dachte Palmer und wunderte sich gleichzeitig darüber, wie gering seine Furcht war. Eigentlich hätte er zittern müssen, stattdessen stand er da, unterhielt sich mit diesem Menschen und hatte sogar noch die Nerven, sich auf seinen alten Platz zu setzen. Vor ihm stand der Tisch. Er war noch gedeckt, denn die beiden Tassen und die Kanne hatte niemand abgeräumt.

Palmer schaute das Geschirr an. Den ersten Schock hatte er überwunden, und sein Gehirn beschäftigte sich mit den Wegen, um die Situation zu verändern. Er war ein Mensch, der immer nach irgendwelchen Auswegen suchte. So fatal konnte eine Situation nicht sein, als dass er sich einfach damit abfand.

Auch jetzt nicht.

An Cusor kam er nicht vorbei, das stand fest. Er würde auch nicht aus dem Fenster springen können, so etwas gelang nur den Filmhelden. Außerdem war Cusor immer schneller.

Nur wollte ihm das Fenster nicht aus dem Sinn. Zugleich dachte er auch an den Polizisten draußen im Park. Der lauerte auf eine Chance oder auf einen Grund, in das Haus einzudringen. Die Tür kam bestimmt nicht in Frage, weil sie verschlossen war. Zudem konnte er auch nicht wissen, was sich hinter den Mauern abspielte, also musste man ihm einen Hinweis geben.

Palmer konzentrierte seinen Blick auf die Teekanne. Es war ein bauchiges Gefäß und ziemlich schwer. Er glaubte kaum, dass eine Fensterscheibe ihm standhalten konnte.

Das war die Idee!

Wenn er die Kanne durch die Scheibe warf, würde der Polizist draußen aufmerksam werden.

Palmer streckte die Hand aus. Mit dem linken Auge schielte er dabei auf seinen Aufpasser, der auf dem Stuhl hockte, eine bequeme Haltung angenommen hatte und Palmer in Ruhe ließ.

Trotzdem fragte dieser: »Ich darf mir doch eine Tasse Tee einschenken – oder?«

Cusor lachte nur. »Wenn es Sie beruhigt, meinetwegen.«

»Danke.« Palmer lächelte knapp, als er einschenkte. Er schaute zu, wie die gelbliche Flüssigkeit aus der Öffnung und in die Tasse rann.

Die Zeit kam ihm gleichzeitig lang und zugleich kurz vor.

Dann war die Tasse voll.

Noch ein Blick zu Cusor.

Der Leibwächter reckte sich. Er war der Typ, der vor Kraft kaum gehen konnte. Er brauchte Action, und die konnte er haben, so dachte der Professor.

Die Kanne hielt er fest, als er sich leicht drehte. Dann holte er aus, hörte Cusors Schrei, denn der Mann hatte etwas von seinem Vorhaben bemerkt, aber er konnte nicht mehr reagieren. Sekunden später prallte die Kanne bereits gegen das Fenster, und beide hörten, wie die Scheibe mit einem lauten Klirren zerbrach.

Cusor jagte blitzartig von seinem Platz hoch.

Himmel, jetzt bringt er mich um, dachte Palmer!

***

Suko fragte sich, ob er richtig gehandelt hatte, als er den Professor einweihte. Bis jetzt ja, weil nichts Negatives vorgefallen war, das Haus und das Grundstück lagen in einer abendlichen Stille, wie sie normal war.

Nicht für Suko.

Ihm gefiel die Stille nicht. Sie kam ihm bedrückend vor, und sie war überall gleich, wie er auf seinem Gang durch den Park festgestellt hatte. Sehr vorsichtig hatte er sich in der Dunkelheit bewegt und immer wieder Ausschau nach irgendwelchen Überwachungs-Kameras gehalten. Er hatte auch welche gesehen, aber die schafften es nur, die unmittelbare Umgebung des Hauses zu kontrollieren.

Auch bei Tageslicht wäre es für den Inspektor schwer gewesen, sich einen Überblick zu verschaffen. Das Gelände war einfach zu groß und in der Dunkelheit erst recht nicht zu überblicken.

Er hatte viel gesehen und trotzdem kaum etwas erkannt. Er hatte den Teich unter die Lupe genommen, sich auch im Pavillon umgeschaut. Er war praktisch überall gewesen und auch an der Innenseite der Hecke entlanggeschlichen, doch verdächtige Spuren waren ihm dabei nicht aufgefallen.

Es blieb still.

Zu still…

Im Haus brannte zwar Licht, aber nicht jedes Fenster war beleuchtet. In den oberen Etagen waberte die Dunkelheit, nur unten schimmerten die hellen Rechtecke.

An sie traute sich Suko nicht heran, denn ihre unmittelbare Umgebung wurde bewacht. Deshalb blieb ihm nichts anderes übrig, als das Haus aus einer gewissen Distanz zu kontrollieren.

Das war ihm auf die Dauer zu langweilig. Suko machte es wie ein Indianer. Tief geduckt setzte er seinen Weg fort, bewegte sich durch die Dunkelheit und nutzte zudem noch die natürlichen Deckungen aus. Er dachte des Öfteren an den Mann, der auf schreckliche Art und

Weise gestorben war. Andere Kräfte hatten seinen Körper übernommen und ihn schließlich umgebracht. Dieser Mann hatte das Gelände von außen her bewacht, aber einen zweiten oder dritten hatte der Inspektor noch nicht gesehen.

Stille umspannte alles.

Suko hörte sich selbst atmen. Seine Füße schleiften über den Boden. Er hatte das wuchtige Gebäude erreicht und ließ sich in seinem Schutz in die Hocke nieder.

Worauf wartete er?

Im Prinzip darauf, dass etwas passierte, nur entsprach es einfach nicht Sukos Art, darauf zu lauern. Er war ein Mensch, der alles voranbringen wollte. Warten gefiel ihm nicht. Deshalb hatte er sich vorgenommen, nach einem weiteren Eingang zu suchen, den es sicherlich auf der Rückseite des Hauses gab.

Auch lauschte Suko seiner inneren Stimme. Es hatte sich äußerlich nichts verändert, trotzdem lag eine gewisse Spannung in der Luft.

Suko hätte sie nicht in Worte fassen und erklären können, sie war einfach da. Der Inspektor kannte diese Strömungen. Sie traten zumeist dann ein, wenn irgendein Ereignis dicht bevorstand.

Er schlich an der Hauswand entlang. Mit der Schulter schleifte er hin und wieder über das Gestein, von dem ein böses Omen ausging.

Dieses Gebäude gefiel ihm überhaupt nicht, und der Begriff Gruft passte auch.

Er schaute sich um, weil er in seinem Rücken ein leises Rascheln gehört hatte. Nichts gewesen. Vielleicht ein Tier, kein Mensch. Suko atmete auf, er setzte seinen Weg fort.

Sekunden später riss ihn ein Vorgang aus seiner relativen Ruhe.

Plötzlich war alles anders. Er hörte ein lautes Klirren nicht weit von sich entfernt. Ein Fenster war zerbrochen, und als Suko in die Richtung schaute, da sah er die blitzenden Glasstücke, die ins Gelände wirbelten.

Jetzt wusste er, dass er eingreifen musste!

***

Der Lampenstrahl hatte Diondra Mayne erfasst, und ich fragte mich, ob sie es tatsächlich war, die ich vor mir hatte. Ich konnte es im ersten Moment nicht glauben, denn sie hatte sich erschreckend verändert. Diondra war meiner Ansicht nach zu einem Zerrbild ihrer selbst geworden. Sie war ein Mensch, aber auch eine Figur, die lebte.

Sie schaute mich an, und sie hatte auf ihre schräg verzogenen Lippen ein böses Grinsen gelegt.

Vor mir stand eine bleiche Gestalt. Ihre Haare hatten sich aufgestellt, sie wuchsen auf dem Kopf wie ein Kamm. Das Gesicht zeigte eine bläuliche Farbe, die Haut schimmerte wie Metall. Die Augen lagen tief

in den Höhlen, sie waren dunkel umrändert und wirkten wie geschminkt. Auch der Oberkörper hatte andere Maße bekommen. Die Schultern waren in die Breite gezogen worden und gleichzeitig schräg versetzt. Der Körper wirkte wie ein viereckiges Tuch, die Beine sahen staksig aus, aber das erschreckte mich eigentlich nicht so.

Viel schlimmer war das Blut!

Überall auf dem Körper hatten sich die Flecken verteilt. Teilweise waren sie zu langen Schmierfäden geworden, die wie Pinselstriche aussahen. Ich fragte mich, ob der Körper verblutete oder ob die Flecken älter waren. Ihre Finger sahen so lang aus, erinnerten an Spinnenbeine, und auch sie hatte die gesunde Hautfarbe verloren. Das Grinsen auf dem Gesicht gefiel mir gar nicht, denn es sah mir verdammt sicher aus. Diondra störte sich auch nicht an dem Licht, sie störte sich nicht mal an mir, sie betrat den Raum und ging direkt auf die Amphore zu, ohne sich um mich zu kümmern.

Ich ließ sie gehen. Nur der Strahl meiner Lampe verfolgte sie, und er blieb auch auf ihrem Körper haften, als sie neben der Amphore stehen geblieben war, den Kopf senkte und durch die Öffnung auf das zuckende Herz schaute.

Es schlug noch immer mit diesen pochenden und leicht dumpf klingenden Geräuschen, die klatschende Echos hinterließen und meinen Ohren wehtaten.

Was wollte sie?

Warum hatte sie sich so verändert?

Ich erinnerte mich daran, dass sie es gewesen war, die von einer Bedrohung gesprochen hatte, aber konnte eine Gestalt wie sie überhaupt bedroht werden? War sie nicht selbst Bedrohung genug?

Für mich ergab dies keinen Sinn, und auch nicht die Verwandlung in diese Kreatur.

Das erste Herzflattern ebbte allmählich ab. Ich hatte mich wieder fangen können und bewegte mich langsam auf sie zu.

Diondra tat nichts.

Ich dachte darüber nach, ob sie mich wohl erkannte und sich mit mir einigermaßen normal unterhalten konnte, denn hier war ein Mensch zu einem Monster geworden.

Als ich sie stöhnen hörte, blieb ich stehen. Diondra stand dicht vor der Amphore, umfangen vom kalten Licht meiner Lampe. Eine sehr klar umrissene Gestalt, wie ein Gemälde, bei dem ein Dämon den Pinsel geführt hatte. Um mich kümmerte sich Diondra nicht. Sie hob ihre Arme an und umfasste mit den spinnenartigen Fingern den Rand der Amphore. Es sah so aus, als wollte sie sich daran abstützen, bevor sie ihren Oberkörper nach vorn beugte und in die Öffnung hineinschaute, um sich mit dem Inhalt zu beschäftigen.

Noch immer pumpte das alte Herz. Bei jedem Schlag hatte ich den

Eindruck, als wollte es uraltes Blut durch die Gallertmasse schicken, die es umhüllte. Diondra stöhnte. Dem Laut war nicht zu entnehmen, ob sie es vor Freude oder aus Angst tat. Ich aber sah, wie sie zuckte. Vor und zurück, stets im selben Rhythmus, und sie hatte sich dabei nach dem Herzschlag gerichtet, dessen Takt sie übernommen hatte.

Sehr langsam richtete sich die Gestalt wieder auf. Mit den Fingern strich sie über ihren Körper. Dann drehte sie sich herum und starrte mich an. Es machte ihr nichts aus, dass sie dabei in das grelle Licht blickte, für sie war es nicht vorhanden, über so etwas setzte sie sich hinweg. Mir gelang ein erster richtiger Blick in ihre Augen, und konnte mein Erschrecken nicht unterdrücken.

Dieser Ausdruck war so schlimm, zum Teil kalt, teilweise aber auch mit einem Gefühl versehen, das ich nur schwer begreifen konnte. So betrachteten Raubtiere ihre Opfer, wenn sie sich entschlossen hatten, den Schwächeren zu fressen.

Ein schlimmer Vergleich, der sicherlich nicht dadurch abgeschwächt wurde, dass die Frau ihren breiten Mund bewegte und kantige Zähne zeigte, die wie kleine, rechteckige Steine wirkten.

Sie war nicht nur bösartig, sie war böse und gleichzeitig unmenschlich. Sie würde ihre Feinde auf eine bestimmte Art und Weise töten, denn ich glaubte fest daran, dass sie mir nicht einmal einen Bruchteil ihrer Kräfte offenbart hatte.

Es gab die Verbindung zwischen dem pochenden Herz in der Amphore und Diondra Mayne.

Allmählich lichtete sich auch bei mir der Schleier. Ich ging inzwischen davon aus, dass dieses Herz so etwas wie ein Kraftspender war. Es versorgte Diondra mit Energie. Damit hätte sie eigentlich zufrieden sein müssen, aber warum hatte sie dann von einer Bedrohung gesprochen? Gab es diese äußere Bedrohung überhaupt, oder stellte sie selbst oder ihr zweites Ich diese Bedrohung dar?

Fürchtete sie sich wirklich davor?

Ihr Blick hatte sich nicht verändert. Ich ging davon aus, dass sie mich bestimmt nicht von selbst ansprechen und mir eine Erklärung geben würde, deshalb übernahm ich das Wort.

»Diondra Mayne – hörst du mich?« Beinahe erschrak ich über den Klang meiner eigenen Worte, denn in dieser Kammer hörten sie sich tatsächlich an, als kämen sie aus einem Grab.

Sie hatte mich verstanden und nickte.

Die nächste Frage. »Was ist mit dem Herz? Warum wird es in der Amphore aufbewahrt?«

Zuckend bewegte sich der Mund. »Es ist das Wissen…«

Mit jeder Antwort hätte ich gerechnet, mit dieser allerdings nicht.

Wieso das Wissen?

Sie las mir die nächste Frage vom Gesicht ab und gab sogar eine

Antwort. »Das Wissen der alten Zeit. Es hat mich erreicht. Ich bin der Diener des Wissens geworden.«

»Die Mathematik?«

»Sie auch.«

»Die Magie?«, fragte ich weiter.

»Sie kommt hinzu.«

»Wunderbar«, flüsterte ich und merkte, wie meine Spannung stieg. »Es ist also das Wissen aus einer alten Zeit.«

»Einer sehr alten.«

»Wie alt?«

Trat in ihre Augen ein Glanz, oder täuschte ich mich? Egal, ich wollte die Antwort haben, und ich hörte sie. »Die Menschen haben sie vergessen. Vor dem Bau der großen Gräber, vor der Flut und noch kurze Zeit später haben sie gelebt.«

Ich wusste jetzt Bescheid und war nicht mal sehr überrascht, denn die Amphore hatte darauf hingedeutet. »Die uralten Ägypter, die Verbindung zu Atlantis?«

»Nur das Wissen.«

Die Antwort gefiel mir nicht. »Wo befindet es sich denn? Eingepackt in dieses pochende Herz?«

»Nein, es ist die Energie, die mich durchströmt. Es hält die Masse am Leben, das schon seit Tausenden vor Jahren. Es ist ein Teil des Wissens der Welt.«

»Und du kennst es?«

»Ich habe es mir geholt.«

»Wo?«

»Im alten Land.«

»Ägypten also?«

»Ja.«

Es passte mir nicht, dass ich ihr die Antworten wie Würmer aus der Nase ziehen musste, aber ich war froh, überhaupt etwas zu erfahren. »Dann bist du in Ägypten gewesen?«

»Ja, ich war dort, und ich bin in die Tiefe des Grabs hineingestiegen. Ich habe sie mir geholt, denn ich wusste, dass es zwischen dem Inhalt der Amphore und mir eine Verbindung gibt. Ich konnte die Tür öffnen, und niemand hat mich daran gehindert, denn ich bin selbst den Psychonauten aus dem Weg gegangen.« Sie kicherte schrill. »Was weiß denn die heutige Menschheit schon vom Wissen der alten Reiche? Gar nichts. Sie ist dumm, sie will nicht akzeptieren, dass man damals schon viel, viel weiter war als heute. Man staunt über mich und meine Fähigkeiten, unterzieht mich vielen Tests und kommt einfach nicht auf die nahe liegende Wahrheit, die so simpel ist…«

Ich hatte die Erklärungen zwar mitbekommen, aber meine Gedanken hatten sich in eine ganz andere Richtung bewegt, denn sie hatte einen

Begriff erwähnt, bei dem ich einfach aufhorchen musste.
Die Psychonauten! Ich kannte diese Gruppe von Menschen, die sich als Nachkommen einer Rasse bezeichneten, die vor der Sintflut gelebt hatte. Diese Menschen hatten das dritte Auge, das Auge des anderen Sehens, des Wissens, das hinter den beiden normalen lag und im Laufe der langen Jahre verkümmert war. Damals aber, vor einigen tausend Jahren, hatte es sie gegeben, und sie hatten eine Menge gewusst, wahrscheinlich überliefert von den Sternenvölkern, die der Erde des Öfteren einen Besuch abgestattet hatten. Aber dieses Wissen war nicht verloren gegangen. Schon damals hatte es Menschen gegeben, die es sammelten und es zu einer Art Bibliothek zusammengefasst hatten. Die erste große Bücherei des Altertums, und sie war im, nicht erforschten und geheimnisvollen Innern der Cheops-Pyramide verborgen und nur wenigen Eingeweihten zugänglich.
Ich hatte dazugehört. Ich hatte einmal einen Blick hineinwerfen können und war dann wieder gegangen.
Und diesen Weg musste auch Diondra Mayne gefunden haben.
Sie sah mich an, ich wich ihrem Blick nicht aus und wusste Bescheid, Sie hatte gespürt – wie auch immer – mit welchen Problemen ich mich beschäftigte.
Als sie lächelte, sah es noch immer so aus, als wollte sie mich verschlingen. Aber ihre Frage klang anders.
»Du weißt Bescheid, John Sinclair, nicht wahr?«
»Ja, ich ahnte es.«
»Du kennst das Geheimnis der Pyramide?«
Ich nickte. »Wenn du von Cheops sprichst, kann ich damit wohl etwas anfangen.«
»Wir sind uns gleich!«, zischte sie.
Nur das nicht, dachte ich und kam wieder auf das Thema zu sprechen. »Das können wir nicht. Ich habe einen Blick in die Pyramide werfen können, in diesen Saal des Wissens, doch ich bin sehr schnell wieder gegangen. Es war nichts für mich. Ich fühlte mich nicht würdig, denn ich wollte nicht, dass die alten Geheimnisse dieser Menschheit zugänglich gemacht wurden. Sie sollen dort bleiben, wo man sie vor urlanger Zeit begraben hat. So und nicht anders sehe ich es.«
Diondras verändertes Gesicht zuckte. Manchmal erinnerte es mich an den Kopf eines Roboters. »Ja, so hast du gedacht, aber nicht alle denken so, ich nicht.«
»Dann hast du die Amphore dort gestohlen.«
»Ich nahm sie mit. Ich habe mich belohnt.«
»Und weiter?«
Diondra warf einen Blick auf das Gefäß. »Ich öffnete sie«, erklärte sie mit leiser Stimme, »und dann merkte ich, was mir da entgegenwehte.

Es war einfach phänomenal, denn in dieser Masse in das Wissen einer alten Rasse verborgen. Dieses Wissen wurde an einen Menschen weitergegeben, der nach seinem Tod nicht verging. Man konnte ihn nicht vernichten, er war auf eine gewisse Weise unsterblich, denn er gehörte ebenfalls zu den Phänomenen.«

»Zu den Sternenvölkern?«

»Nein, zu einem anderen, denn auch damals hat es sie schon gegeben. Sie waren überall, sie schauten sich um, und sie haben mit den Menschen Kontakt aufgenommen. Es waren noch ältere Wesen, aber sie lebten auf der Erde, nur hatten sie sich hinter einer Maske verborgen.« Diondra fing an zu kichern. »Ihr wahres Gesicht sah niemand…«

O Gott, mir schwante etwas, und ich spürte, wie mein Speichel gallig schmeckte. Mir kam es vor, als würde sie mir durch ihre Worte ein großes Tor immer weiter öffnen und mir so den richtigen Durchblick geben, der sich allerdings nur in Etappen klärte.

»Die Kreaturen der Finsternis…?«, hauchte ich.

Da hörte ich sie lachen. Schrill und widerlich hallten die Laute durch den Raum. Ich hatte genau ins Schwarze getroffen und wusste plötzlich, wer Diondra war.

Vor mir stand eine Kreatur der Finsternis. Als Mensch hatte sie nur die Maske getragen, nun sah ich ihr wahres Gesicht.

Ich wusste, dass es sehr, sehr böse werden konnte…

***

Cusor wollte kaum glauben, was er sah. Deshalb reagierte er auch nicht sofort. Er starrte nur gegen das Fenster, in dem die Scheibe fehlte. Glassplitter säumten die Ränder.

Anders handelte der Professor. Kaum hatte er das Klirren gehört, war er von seinem Sitzplatz aus in die Höhe gesprungen und rannte auf das Fenster zu. Er wollte sich durch die Lücke werfen, egal, wie er draußen aufschlug. Es musste sein, und wenn er es einmal geschafft hatte, dann wollte er so laut schreien, dass ihn auch der Polizist nicht überhören konnte.

Cusor schnellte hoch.

Er schrie seine Wut hinaus.

Da aber befand er sich schon auf dem Weg. Mit Riesenschritten überwand er die Distanz, und der Professor hörte ihn in seinem Rücken, sehr dicht hinter sich.

Palmer stieß sich ab.

Da packte Cusor zu.

Wie eine Eisenpranke schlug die rechte Hand in den Rücken des Wissenschaftlers. Sie klammerte sich an der Kleidung fest, Palmer ruderte mit den Armen, als er den harten Ruck spürte, der ihn wieder

in die andere Richtung bewegte. Für einen winzigen Moment stand er noch völlig aufrecht, dann war es vorbei.

Der Leibwächter zerrte ihn mit einer für ihn nicht eben großen Kraftanstrengung zurück.

Der Professor prallte gegen die mächtige Gestalt und wunderte sich darüber, dass ein Mensch einen so harten Körper haben konnte.

Er wirkte wie ein Brett, und Cusors linker Arm umfuhr den Wissenschaftler wie eine große Zange.

»Du Hundesohn. Du kleiner Scheißer. Hast gedacht, mich überrumpeln zu können. Aber so intelligent bist du nicht.« Cusor spie die Worte hervor. In ihnen schwang die Verachtung mit, die dieser brutale Mensch für Andersdenkende empfand.

Mit einer wuchtigen Bewegung riss er Palmer nach links und schleuderte ihn von sich.

Der Mann kam sich vor wie aus einer Kanone abgeschossen. Er fand keinen Halt, die Fliehkraft machte mit ihm, was sie wollte, und mit rudernden Armen segelte er durch den Raum, begleitet von Cusors Lachen, der deshalb seinen Spaß hatte, weil Palmer auf die Feuerstelle zuwirbelte.

Zum Glück war die Öffnung nicht so hoch, als dass er hätte hindurchsegeln können. Er prallte noch gegen das Gemauerte, spürte die Hitze in seinem Rücken und kriegte auch den Schlag gegen den Hinterkopf. Er war gegen die Mauer geprallt.

Wie zum Hohn war seine Brille nicht aus dem Gesicht gefallen. Sie saß nur schief. Mit einer automatischen Bewegung setzte er sie wieder in die richtige Lage, so konnte er den anderen klar und deutlich erkennen.

Cusor stand in ein paar Schritten Entfernung vor ihm. Das zerstörte Fenster befand sich in seinem Rücken. Kalte Luft fegte in den Raum, erreichte auch die Flammen und wirbelte sie durcheinander.

Cusor sagte nur ein Wort. »So!« Dann hob er seinen linken Arm und wischte mit dem Handrücken über Mund und Oberlippe.

So sah jemand aus, der sich zu einer bestimmten Tat entschieden hatte. Das wusste auch der Professor, denn so vergeistigt war er noch nicht. Er ahnte, dass Cusor sich rächen würde. Allein der Versuch einer Flucht war für Menschen wie ihn schon eine Schmach.

»Hören Sie, Mister, Sie machen einen Fehler, wenn Sie das tun, was Sie vorhaben…«

»Ach ja?«

»Wir sollten uns zusammentun.«

»Noch schöner.«

»Ja, es ist besser, denn hier im Haus stecken Kräfte, denen wir als einzelne Person nicht Herr werden können. Das ist nicht normal, hier herrscht das geistige Chaos.«

»Klar, Professor, bei dir im Schädel. Bist wohl durcheinander. Hast gedacht, diesen Idioten kannst du reinlegen, der ist sowieso dämlich, nicht wahr?«

»Nein, das stimmt nicht!«

»Du wolltest doch verschwinden!«

»Ja, das war vorgesehen, aber…«

»Es gibt kein Aber, Professor. Ich habe einen Job zu erledigen. Ich werde dafür bezahlt, und auf gewisse Art und Weise bin ich auch treu, wenn du verstehst.«

Palmer sagte nichts mehr, denn hinter Cusor, und zwar im Ausschnitt des Fensters, hatte er eine Bewegung gesehen. Jemand stieg von außen her in den Raum.

Der Polizist!

Palmer fiel zwar kein Stein vom Herzen, aber die Erleichterung hatte ihn doch erwischt, und er konnte sie einfach nicht für sich behalten, denn er rief: »Endlich sind Sie da!«

Der Satz schreckte Cusor auf. Im Laufe der Zeit hatte er einen Blick für Menschen bekommen und sofort erkannt, dass Professor nicht gelogen hatte. Da war etwas hinter ihm. Er fuhr herum, in einem für Suko ungünstigen Zeitpunkt, denn er hatte noch keinen richtigen Stand gefunden.

Und Cusor war schnell.

Beide Männer starrten sich an.

Da befand sich der Leibwächter schon auf dem Weg zu Suko. So schnell konnte er die Waffe nicht ziehen, denn Cusor jagte wie ein mächtiger Gorilla auf ihn zu, die Zähne gefletscht, innerlich voller Hass steckend, denn er wollte Suko vernichten…

***

Nein!, sagte ich mir – nein, um Himmels willen keine Erinnerung mehr an die Fälle, in denen mir die Kreaturen der Finsternis begegnet waren. Vor allem nicht an Jessica Long denken, die sie als eine solche entpuppt hatte. Das wollte ich auf keinen Fall, das durfte nicht sein, ich musste mich auf Diondra konzentrieren, aber es gelang mir nicht, den Gedanken an das Furchtbare zu vertreiben, was ich mit den Kreaturen der Finsternis verband.

Sie waren einfach mörderisch und kaum zu erkennen, weil sie sich so gut tarnten.

Es gab keine älteren Dämonen als sie, sie kannten den ersten Kampf zwischen Gut und Böse. Man hätte sie auch als gefallene Engel bezeichnen können. Sie hatten die Stürme der Welt erlebt, und für sie zählten weder tausend noch Millionen Jahre.

Es gab sie, es würde sie immer geben, und ich war einer derjenigen Menschen, die über sie informiert waren. Darauf konnte ich nicht stolz

sein, nein, aber ich musste es hinnehmen und diese Monstren bekämpfen, wo immer es ging.

Ich hatte die Waffe, denn sie reagierten, obwohl sie so alt waren, auf das Symbol des Lichts, auf mein Kreuz.

Wer war die Kreatur der Finsternis? Diondra oder nur die pulsierende Masse in der Amphore?

Ich wollte mehr wissen, bevor wir uns zum endgültigen Kampf gegenüberstanden. »Es war falsch«, sagte ich. »Du hättest als Mensch den Weg nicht einschreiten dürfen.«

»Nein, ich habe Recht gehabt. Ich wollte mehr wissen. Ich musste erfahren, wie es einmal war. Auch die Menschen dieser Zeit sollten die Macht des Alten spüren. Ich habe genau gewusst, was ich tat, als ich die Amphore holte.«

»Sie hat dich verändert.«

»Das ist richtig. Sie hat mir ein immenses Wissen gegeben. Das Wissen der Sternenvölker.«

»Das meine ich nicht. Was zählt schon Wissen, wenn man sich als Mensch verändert?«

»Na und?«

»Du bist schlecht geworden.«

»Nein, ich bin…«

Ich ließ sie nicht ausreden. »Du hast die Bedrohung genau gespürt, Diondra, denn plötzlich musstest du darüber reden, weil du Angst bekommen hast.« Ich zeigte auf sie wie auf eine Angeklagte. »Erinnere dich an die Szene im Pavillon. Du hast dort gesessen und gelitten. Du hast die Stimmen gehört, ich hörte sie ebenfalls, aber du hast nicht mehr gewusst, wie du ihrer Herr werden solltest, denn das Grauen einer alten Zeit hat dich überschwemmt. Als Mensch bist du nicht stark genug, um die Kreaturen der Finsternis zu akzeptieren und sie kontrollieren zu können. Du willst es nicht zugeben, aber ich kann es dir sagen. Die alten Kräfte sind dir außer Kontrolle geraten. Sie versuchen, sich gegen dich zu stellen, denn du warst keine Kreatur der Finsternis von Geburt an. Du hast dich erst zu einer machen lassen, aber ein Mensch kann das nicht so leicht verkraften. In dir kämpft noch das normale Menschsein gegen das Böse an, das so schrecklich ist, dass mir die Worte fehlen, um es zu beschreiben. Du bist nicht zu dem Tier geworden, eher zu der Hälfte davon.«

Meine anklagenden Worte hatten sie erwischt, und sie hatte ihnen auch nichts entgegenzusetzen.

»Stimmt es?«

Aus ihrem offenen Mund drang ein Stöhnen. War das schon der Weg, der zur Veränderung führte?

Sie ging etwas zurück.

Erst einen Schritt, dann den zweiten. Und plötzlich blieb sie stehen.

Ich hatte ihre Schwäche ausnutzen und eingreifen wollen, zögerte allerdings auch und wartete ab, was geschah.

Die Stimmen kehrten zurück.

In den Wänden, in der Decke und im Fußboden lauerten sie und machten sich nun bemerkbar. Sie flüsterten, sie wisperten, sie waren Ankläger, und sie bejammerten sich gegenseitig. Sie waren böse, und sie litten auch. Ich hatte den Eindruck, von Gespenstern aus fernen Zeiten umgeben zu sein, und dieser Eindruck betraf nicht nur mich allein, denn auch Diondra spürte die Stimmen.

Sie riss die Arme hoch, als wollte sie nach ihnen greifen. Dabei bewegte sie sich und entglitt hin und wieder dem Strahl meiner Lampe. Sie tauchte in das Dunkel ein, kam wenig später wieder hervor, durchmaß den Raum, zuckte wie eine Tänzerin, ging in die Knie und sprang wieder hoch.

Das war die Bedrohung, das war der Kampf der beiden Identitäten in ihrem Innern.

Ich hatte mit meiner Vermutung Recht gehabt. Diondra Mayne befand sich noch im Zustand der Verwandlung. Einmal Mensch, einmal Kreatur der Finsternis. Sie wurde hin- und hergerissen, was sie auch akustisch bemerkbar machte, denn einmal hörte ich sie jammern, dann drang mir ein raubtierhaftes Knurren entgegen, wie ich es von den Kreaturen der Finsternis her kannte.

Und in diese Geräusche hinein hörte ich ein anderes.

Den dumpfen Trommelschlag des Herzens.

Es steckte in der Amphore, es versorgte die Gallertmasse mit einem unheilvollen Leben, es war einfach die verfluchte Triebfeder für alles Böse.

Wenn dieses Herz zerstört und die Masse ausgetrocknet war, hatte ich gewonnen.

Um das Übel zu beseitigen, musste ich an die Ursache heran. Dazu brauchte ich zwei Schritte.

Die Amphore zitterte leicht. Für mich ein Beweis, dass sich der Herzschlag verstärkt hatte. Ich musste es mit meinem Kreuz versuchen. Aus einer Ecke des Raumes hörte ich ein Jaulen. Diondra hockte dort am Boden, zitterte und bebte, sie hielt sich mit beiden Armen umschlungen und durchlebte zwei Höllen. Ich hoffte auf jeden Fall, dass ich sie retten konnte.

Vor mir befand sich die Öffnung der Amphore. Mein Blick fiel hinein, er traf diese pulsierende und zuckende Schwärze, auf der ein leichter Film lag.

Mit dem Kreuz?

Ja, nur…

Etwas warnte mich. Tappende und schleifende Schritte, aber sehr schnell. Ich drehte mich herum, und meine Drehung fiel mitten hinein

in den gellenden Schrei.

Diondra war da, und sie war wieder die verfluchte Kreatur der Finsternis, die voller Hass steckte.

Diesmal war ich es, der die Arme in die Höhe riss. Es klappte nicht ganz, denn ein Kniestoß erwischte mich zuerst tief im Magen, dann hämmerten die Fäuste gegen meinen Kopf.

Es waren Treffer, die mich fertig machten. Etwas blitzte vor meinen Augen, ich spürte einen bösen Schmerz, nicht nur am Kopf, sondern auch im Magen.

Ich fiel hin.

Dabei schleifte ich an der Amphore vorbei. Mir war übel geworden, ich nahm die Umgebung nur mehr als zuckendes Etwas zwischen Hell und Dunkel war und dachte daran, dass die Kreatur der Finsternis mich jetzt vernichten konnte…

***

Es gab nur eine Chance für Suko, wenn er von dem mächtigen Cusor nicht überrannt werden wollte. Er musste sich mit dem Tisch wehren, der vor ihm stand.

Mit einem Kniestoß schleuderte Suko den Tisch in die Höhe, mit den Händen griff er noch nach, und dann wuchtete er ihn auf den heraneilenden Cusor zu.

Ausweichen konnte er nicht. Der Tisch war einfach zu groß. Er sprang noch zur Seite, aber der Rand erwischte sein Gesicht. Er fuhr wie ein stumpfes Messer darüber hinweg.

Cusor ächzte.

Er fiel nicht, geriet nur ins Straucheln, und Suko setzte sofort nach.

Mit einem Hechtsprung landete er genau auf Cusor. Sein Kopf drückte sich in dessen Magen. Der Leibwächter würgte, er fiel zurück, krallte sich dabei an Suko fest, sodass beide zu Boden gingen.

Professor Palmer stand an der Tür. Aus sicherer Entfernung schaute er dem Kampf zu und konnte nur hoffen, dass der Polizist ihn gewann, obwohl er von der Körpergröße her kleiner war. Palmer hätte auch weglaufen können, das allerdings tat er nicht. Er konnte sich einfach nicht vom Fleck rühren, dieser Kampf faszinierte ihn und widerte ihn gleichzeitig an. Palmer war ein Mensch, der Gewalt verabscheute, er selbst hätte sich nicht auf so etwas einlassen können, in diesem Fall musste er einsehen, dass das Leben nicht nur aus schönen Dingen bestand.

Cusor lag unter Suko. Er versuchte es mit allen Tricks, sich von dem Inspektor zu befreien.

Er stach nach den Augen.

Suko drehte den Kopf weg.

Cusor spie.

Suko gab ihm eine Kopfnuss.

Der Leibwächter keuchte. Er sah seine Felle davonschwimmen, und mit einer gewaltigen Kraftanstrengung drehte er sich herum.

Dabei brüllte er Suko ins Gesicht. Es war mehr ein Kampf schrei als ein Laut des Schmerzes. Durch die Drehung hatte er den Inspektor überrascht. Suko hatte mit dieser explosiven Wucht nicht gerechnet, er konnte auch nichts dagegen unternehmen, und plötzlich lag er unten.

»Dich mache ich tot!«

Eine finstere Drohung stieß Cusor hervor. Speichel sprühte in Sukos Gesicht. Die Hände des Leibwächters suchten Sukos Kehle, um ihn zu erwürgen, aber ein Kniestoß hinderte ihn daran.

Cusor ächzte.

Er verlor die Übersicht.

Suko wuchtete sich wieder hoch. Gleichzeitig schlug er Cusor die Handkante gegen den Hals. Es half nicht viel. Der baumstarke Mann kam trotzdem auf die Beine, auch wenn er im ersten Moment durch den eigenen Schwung nach hinten torkelte.

»Jetzt stech ich dich ab!«

Noch während er die Worte sprach, holte er ein Messer hervor. Es war eine dieser Klingen, die sich im Griff versteckten und auf Druck hervorschnellten.

So wie jetzt!

Aalglatt, lang wie eine Hand, dabei spitz und an den Rändern geschärft. Dass Cusor kein Pardon kannte, war Suko klar, nur wollte er sich nicht abstechen lassen.

Schneller als Cusor war er, denn plötzlich schaute der Leibwächter in die Mündung der Beretta. Suko lag zwar noch am Boden, aber er zielte auf die Brust des Mannes, der vom Kaminfeuer angestrahlt wurde und aussah wie ein Flammendämon.

»Bleib stehen!«, keuchte Suko. »Rühr dich nicht vom Fleck. Ich schieße sofort.«

Cusor fluchte. Erst starrte er Suko an, danach auf sein Messer, als wollte er die dünne Klinge als Spiegel benutzen. Und er schaute zu, wie der Inspektor mit einer geschmeidigen Bewegung vom Boden hochkam, so schnell und glatt, dass selbst Cusor erschrak.

Die Mündung zielte auf Cusors Kopf. »Weg mit dem Messer!«, befahl der Inspektor.

»Und dann?«

»Lass es fallen!«

Endlich gehorchte der Mann. Die Klinge rutschte aus seiner Hand.

Sie fiel zu Boden, und der nächste Befehl des Inspektors trieb den Mann von seinem Messer weg.

Auch Palmer meldete sich. Den ersten Schreck hatte er verdaut.

»Verdammt, Sie haben es geschafft, Inspektor, das war super, das war einmalig.« Er verfiel in eine Diktion, die ihm normalerweise fremd war, und Cusor hatte ihm genau zugehört, was seine nächste Bemerkung bestätigte.

»Inspektor?«

»Ja, ich bin von der Polizei!«

Cusor verzog die Lippen. »Noch ein Bulle!«

»Richtig. Und ein Bulle sucht den zweiten. Wo befindet sich mein Kollege?«

»Keine Ahnung.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein!«, schrie Cusor. Er hatte einen Rachen weit geöffnet, das Gesicht bestand nur mehr aus Maul, es war zu einer Fratze geworden, er stand vor dem Durchdrehen – und griff an.

Dass Suko die Waffe festhielt, interessierte ihn nicht. Mit einem Schlag fegte er die Hand mit der Beretta zur Seite. Er hoffte darauf, dass ein Polizist nicht auf einen äußerlich Unbewaffneten schoss, und er hatte damit Recht behalten.

Suko spürte den Schlag, dann machte sich die Pistole selbstständig, und er wusste, dass der Kampf von vorn beginnen würde.

Cusor, noch in der Euphorie seine Teilerfolgs steckend, sprang auf Suko zu.

Der Tritt warf ihn zurück.

Suko setzte nach.

Er traf Cusor zweimal hart am Kopf Blut stürzte aus dessen Nase, obwohl Suko sie nicht getroffen hatte. Irgendetwas war passiert, und eine schreckliche Ahnung überkam ihn, als der Leibwächter im Zeitlupentempo zu Boden fiel.

Suko glitt zurück. Er dachte an der Mann im Wald, der auf so furchtbare Art und Weise gestorben war. Er war verblutet, ohne eine Wunde gehabt zu haben, und alle Anzeichen wiesen darauf hin, dass Cusor das gleiche Schicksal treffen würde.

Professor Palmer näherte sich vor der Tür her. Er wollte Suko eine Frage stellen, ließ es bleiben – und zuckte zusammen, als er der Aufprall des schweren Körpers hörte.

Cusor drehte sich auf die Seite. Er sah so aus, als wollte er den beiden Männern bewusst sein Gesicht zeigen. Das Blut quoll aus beiden Nasenlöchern. Er riss den Mund auf doch kein Wort drang über die Lippen, stattdessen sahen beide Männer den bittenden Ausdruck in den Augen des Mannes, und Suko kniete neben ihm nieder. Er hob Cusors Kopf an. Diese Bewegung hatte dem Mann gut getan, plötzlich konnte er reden. Mit einem Tuch wischte Suko die Lippen und Mundwinkel frei vom Blut. Ächzend und immer wieder durch schweres Keuchen unterbrochen stammelte der Mann: »Die andere

Kraft, sie… sie … ist hier. Sind zu lange schon da. Die Frau hat sie gebracht …«

Palmer begriff nichts. »Was sagt er denn?«, flüsterte er.

Suko schüttelte den Kopf. »Warten Sie…«

Eine Hand umklammerte Sukos Gelenk. »Wir haben es gespürt, wir alle. Sind verändert worden. Wollen nicht nur wachen, wollen töten. Es steckt in uns, ich weiß es, die Mordgier…«

»Wer, Mann, reden Sie!«

»Diondras Kraft ist nicht mehr zu kontrollieren. Sie ist so… so schrecklich. Sie ist mächtig. Sie ist uns allen voraus. Sie … nur sie hat das Haus zu einem Grab gemacht …«

»Wie konnte sie das?«

»W… weiß nicht. Andere Kräfte …« Er hustete wieder. Plötzlich erschien schaumiges Blut, aber Cusor riss sich noch einmal zusammen und redete weiter. »Sie tötet uns, wenn sie merkt, dass wir verlieren. Ja, sie will uns töten, die Stimmen … gehört … du … du auch?«

Suko nickte.

»Er ist tot«, sagte Palmer, der neben dem Inspektor stand und zugeschaut hatte.

Tief atmete Suko durch. Er schloss dem Mann die Augen, dann kam er wieder auf die Beine. Palmer stand da und hielt seine Hände gegen die Wangen gepresst. Er bewegte zwar seinen Mund, nur schaffte er es nicht mehr, etwas zu sagen. An der linken Kaminseite stützte er sich ab und krallte die Finger in das Gestein. »Was geht hier vor, Inspektor?«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Und Ihr Kollege?«

»Kann es uns möglicherweise sagen, aber ihn müssen wir erst finden, und das wird schwer werden. Ich gehe mal davon aus, dass er sich hier im Haus aufhält, nur ist das Gebäude ziemlich groß, eine riesige Gruft, ein gewaltiges Grab.« Suko hob die Schultern. »Wir würden sehr lange brauchen, um ihn zu finden.«

»Das denke ich auch.«

»Kennen Sie sich denn hier aus?«

»Nein.« Palmer schüttelte den Kopf. »Ich bin zum ersten Mal hier. Dabei wollte ich nur mit Diondra sprechen und mehr über sie erfahren. Ich konnte mir ihre hohe Intelligenz nicht erklären, Inspektor. Es ist für mich unwahrscheinlich, aber jetzt fange ich langsam an zu zweifeln.«

»Woran?«

Der Professor drehte sich um und schlug mit den Händen in die Luft. »Das will ich Ihnen sagen. An meinem Verstand, an meinem eigenen Verstand. Ich höre Stimmen und sehe keinen Sprecher. Ich bekomme mit, wie jemand verblutet, ohne dass er eine Wunde hat. Jetzt frage

ich Sie, Inspektor, ist das normal?«

»Eigentlich nicht.«

»Sie sagen das so komisch.«

Suko hob die Schultern. »Ich denke nicht, dass Sie an – sagen wir – Magie glauben, Mr. Palmer.«

Der Inspektor hatte vermutet, jetzt ausgelacht zu werden oder zumindest angelächelt, aber Palmer blieb sehr still und auch ernst. Er betrachtete das zerstörte Fenster. »Magie«, murmelte er und nickte.

»Sie werden lachen, Inspektor, aber mir ist dieser Gedanke ebenfalls gekommen, als ich mich mit dieser Person beschäftigte. Da habe ich tatsächlich gedacht, dass so etwas nicht mit rechten Dingen zugehen kann. Ein Mensch, der besser ist als die modernsten Computer«, er hob die Schultern, »ich habe es hingenommen, aber ich traute mich nicht, darüber nachzudenken. Ich wollte einfach nicht auf die Gründe eingehen, weil ich mich davor selbst erschreckt hätte.«

»Durch Magie?«

»Ja, in diese Richtung bewegten sich tatsächlich meine Gedanken. Ich habe mich nicht getraut, mit meinen Kollegen darüber zu sprechen, aber ich redete mit meiner Frau darüber, denn alles lief darauf hin. Ich habe schreckliche Visionen gehabt. So sah ich Diondra einmal in meinem Wagen sitzen und in einen Menschenarm beißen. Das war… das war einfach grauenhaft. Dieses Bild hat mich verfolgt, wie Sie sich denken können, und ich wollte eigentlich durch meinen heutigen Besuch so etwas wie Klarheit gewinnen. Nun ist alles zusammengebrochen, doch ich lebe, und das habe ich Ihnen zu verdanken, Inspektor.«

»Lassen Sie das lieber.«

»Würde es Sie sehr erschrecken, wenn ich jetzt darum bitten würde, fahren zu dürfen?«

Suko lachte. »Nein, um Himmels willen! Ich bin sogar froh dabei, wenn ich mich allein auf die Suche nach meinem Partner machen kann.«

Der Professor wunderte sich. »Sie… Sie wollen allein dieses furchtbare Haus durchsuchen?«

»Ja, weshalb denn nicht?«

»Können Sie denn keine Kollegen alarmieren, die…?«

Suko wollte etwas sagen, und der Professor wollte weitersprechen.

Beiden jedoch gefroren die Worte auf den Lippen, denn sie hörten ein dumpfes Rumoren in den Mauern und konnten nicht einmal feststellen, woher das Geräusch geklungen war.

»Raus hier!«, sagte Suko.

Einen Moment später schrie Palmer auf. Aus dem Kamin fauchte eine Feuerlohe hervor, geradewegs auf die beiden Männer zu…

***

Ich durfte jetzt nicht bewusstlos werden, nicht jetzt, auf keinen Fall in dieser Lage! Da war es sogar noch besser, hilflos zu bleiben, und damit hatte ich zu tun.

Ich konnte mich so gut wie nicht bewegen und war beinahe paralysiert. Diondra Mayne hatte mehr oder minder zufällig eine Stelle an meinem Nacken getroffen, die mich in diesen Zustand hineingebracht hatte, aber die Schatten hatte ich unter Kontrolle, sie rissen mich nicht, und ich wurde deshalb nicht bewusstlos.

Zwar war es kaum möglich für mich, die Umgebung zu erkennen, alles war so schwammig und faserig geworden, doch mein Gehör hatte nicht gelitten, deshalb hörte ich auch die Tritte.

Diondra Mayne ging…

Jeder Schritt von ihr löste bei mir ein Gefühl der Furcht aus. Kam sie näher, blieb sie weg? Wollte sie an mich heran, um mir den Todesstoß zu versetzen? Es hätte mich nicht gewundert, aber es passierte nicht, denn Diondra ging vorbei.

Ich atmete auf.

Die Frau aber blieb.

Ich hörte sie. Manchmal stöhnte sie auch auf, dann flüsterte sie einige Worte, die sich ebenfalls gequält anhörten. Ich dachte daran, was sie mir gesagt hatte, als wir den Pavillon verließen. Da hatte sie mir erklärt, dass ich an der Seite meiner Mörderin ins Grab gehen würde. Und mit dem Grab war dieses düstere Haus gemeint worden.

Es war gut gegangen. Noch immer befand ich mich in der Nähe der Amphore. Meine Hand strich über das alte Gefäß. Es war Zeit verstrichen, ich fühlte mich wieder besser, und ich dachte an Diondra, die mich noch immer nicht getötet hatte.

Dafür musste ich ihr an den Kragen.

Sie war die treibende Kraft und der eigentliche Inhalt dieses Grabes. Sie hatte etwas gefunden, das nicht in diese Welt gehört, eine Kreatur der Finsternis aus dem uralten Ägypten, die tatsächlich in der Lage gewesen war, sie zu töten.

Bumm… bumm …

Den Herzschlag hörte ich noch immer. Jeder Schlag törnte mich an und wollte das Vergessen und die Lethargie aus mir heraustreiben.

Es war schlecht, wenn ich mich aufgab und am Boden liegen blieb.

Eine Chance wie diese kriegte ich wohl kaum wieder.

Ich musste Diondra haben…

Auf Händen und Knien kroch ich von der Amphore weg. Egal, in welche Richtung ich mich bewegte, ich würde eine Wand erreichen.

An ihr konnte ich mich hochziehen.

Meine Bewegungen waren noch immer zu langsam. Im Kopf hämmerten die tückischen Schmerzen, aber ich drückte mich auf die Füße und nahm die Wand als Stütze.

Meine Glieder zitterten. Ich fragte mich, warum Diondra die Chance nicht wahrgenommen hatte. Sie hätte mich töten können, es wäre ihr ein Leichtes gewesen, sie hielt sich diesmal nicht an die Regeln. Möglicherweise hatte sie genug mit sich selbst zu tun, und als ich mich endlich umdrehte, da war auch die Lähmung verschwunden. Ich atmete tief durch, obwohl die Luft so schlecht war.

Meine Lampe hatte ich verloren, aber sie tat ihre Pflicht und brannte weiter. Nicht weit von der Amphore entfernt lag sie am Boden. Von dort aus schickte sie ihren Strahl über den Boden und zufällig auch in Richtung Ausgang, in dessen Nähe sich Diondra Mayne, das mathematische Genie, befand.

Durch die Lage der Leuchte konnte sie einfach nicht im vollen Licht stehen. Die düsteren Schatten deckten sie zum größten Teil ein, und vor meinen Augen führte sie einen regelrechten Schattentanz auf. Sie zuckte mal nach rechts, dann wieder nach links, drückte ihren Oberkörper vor, auch zurück. Ich hörte sie stöhnen, knurren und flüstern. Was da genau geschah, sah ich nicht, dazu war ihre Umgebung einfach zu düster. Sie kämpfte, und ich dachte daran, dass in ihrer Brust zwei Herzen Seelen wohnten. Wahrscheinlich focht die eine Identität gegen die andere einen harten Kampf, und nur eine konnte gewinnen.

Ich versuchte, ihren Namen zu rufen.

Viel blieb nicht übrig, nur mehr ein heiseres Krächzen. Auch ich hatte noch meine Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, aber das legte sich allmählich.

Ich sah sie gehen.

Sie bewegte sich durch den blassen Lampenschein, ihr Schatten erschien nicht nur an der Wand, sondern auch an der Tür, die von ihr aufgestoßen wurde.

Dann war sie weg.

Kurz bevor sie endgültig verschwand, hatte ich sie noch gesehen und festgestellt, dass sie sich nicht wieder zurückverwandelt hatte.

Sie war dieses Monstrum geblieben.

Auf dem Gang hörte ich ihre Tritte und ihr Gelächter. Genau das wies darauf hin, wie wenig Mensch sie geworden war. Diondra hatte sich entschieden, eine Kreatur der Finsternis zu bleiben. Die alte Magie hatte gewonnen.

Ich stand noch immer an der Wand. Eigentlich hätte ich froh darüber sein können, dass sie mich nicht getötet hatte. War es Glück oder Zufall gewesen?

Ich glaubte an beides nicht. Dass ich noch lebte, sah ich als Folge ihres Zustands an. Sie wollte sich gerade entscheiden, und sie hatte nicht gewusst, in wen sie sich verwandeln sollte. Ich glaubte zumindest nicht mehr daran, sie noch einmal als Mensch zu erleben,

jetzt blieb sie die Kreatur der Finsternis, die leider ihrem unheilvollen Drang nachgeben und Jagd auf Menschen machen würde. Das war kein Hirngespinst, daraus sprach die Erfahrung, denn ich hatte mit diesen Wesen leider schon zu tun gehabt. Ich gehörte zu denjenigen, die über diese Gefahr informiert waren, und ich durfte nicht darüber nachdenken, wie viele dieser Kreaturen auf der Welt herumliefen. Bisher hatten sie sich zurückgehalten, doch es war gekommen, wie es kommen musste. Einmal hatte ich ja über sie stolpern müssen.

Auch Diondra musste gestoppt werden. Aus dem mathematischen war ein magisches Genie geworden, wenn überhaupt. Um sie zu stoppen, musste ich ihr nach.

Auf meinen Zustand konnte ich keine Rücksicht nehmen. Es musste mir irgendwie gelingen, an Suko heranzukommen und ihn zu alarmieren. Es war besser, wenn wir Diondra zu zweit jagten.

Im Dunkel wollte ich das natürlich nicht. Ich stieß mich von der Wand ab und ärgerte mich darüber, wie wacklig ich letztendlich auf den Beinen war.

Mit den Sohlen schleifte ich über den Boden. Ich bemühte mich, klar zu sehen, aber der düstere Raum tanzte und schaukelte vor meinen Augen. Selbst der über den Boden gleitende Lichtstrahl bewegte sich wie ein heller Fächer.

Zweimal musste ich zugreifen, bevor es mir gelang, die Lampe zu fassen. Als ich sie anhob, da zitterte der helle Schein ebenso wie ich.

Mein Keuchen erfüllte den Raum. Es überlagerte ein dumpf pochendes Geräusch.

Das Herz schlug noch immer.

Jeder Laut kam mir vor wie ein Alarmsignal. Er wollte mir sagen, dass ich etwas tun musste. Diondra Mayne war wichtig, aber ebenso wichtig war es auch, dass ich mich um die Quelle dieser bösen Magie kümmerte. Sie lag in greifbarer Nähe.

Ich drehte mich, die Lampe machte die Bewegung mit, der Strahl fing das Ziel, die Amphore, ein.

Ich trug das Kreuz, die Beretta und auch den silbernen Dolch bei mir. Drei Waffen, die mir helfen konnten, das Böse zu vernichten.

Wieder einmal konnte ich mich darüber wundern, in welch vielfältiger Form es immer auftrat. Hier war es Tausende von Jahren alt.

Man hatte es begraben, versteckt in den unerforschten Tiefen der Cheops-Pyramide. Ich war froh darüber, dass dieses Geheimnis nur sehr wenigen bekannt war, und ich konnte nur hoffen, dass es auch so blieb.

Wieder einmal blieb ich neben der Amphore stehen. Ich stützte mich mit den Händen an der Öffnung ab, schaute hinein, sah die schwarze Masse, die sich zuckend bewegte. Das Herz pochte.

In den letzten Minuten schien es sich sogar vergrößert zu haben, zumindest kam es mir so vor. Vor dem Pochen zuckte der große Muskel. Danach hörte ich dann das Geräusch, als wäre jemand dabei, aufzustöhnen.

Ich schaute sehr genau hin.

Das Kreuz hielt ich bereits in der rechten Hand. Wer immer diese Kreatur der Finsternis gewesen war, wie immer sie ausgesehen haben mochte, ich betete innerlich, dass sie den Kräften meines geweihten Talismans nicht widerstand.

Ich hielt die Kette fest.

Langsam sank das Kreuz nach unten.

Es blinkte im Schein der Leuchte, denn ich strahlte es von der Seite her an. Als Symbol des Lichts drang es in die Finsternis hinein – und hatte kaum den Rand der Amphore passiert, als die erste Reaktion erfolgte.

Das alte Herz hörte auf zu schlagen.

Es ging sehr schnell, ich konnte es kaum fassen. Zunächst pumpte es sich noch einmal auf, als wollte es Luft holen, dann krampfte es sich zusammen – und lag still.

Nichts mehr, kein Schlag.

Der widerliche Leichengeruch ließ die Übelkeit immer stärker in mir hochsteigen. Es war nicht nur einfach ein Totengeruch, da steckte mehr dahinter. So ein alter Gestank aus noch älteren Mauern, wo eigentlich alles verwest war. Organische als auch anorganische Stoffe, und beides hatte sich zu dieser Komposition des Gestanks vereinigt.

Das Kreuz sank tiefer.

Es traf!

Da zuckte der Muskel!

Ich war so überrascht, dass meine rechte Hand hochschnellte. Mit dieser heftigen Reaktion hätte ich nicht gerechnet, dabei brauchte ich mich nicht vor ihm zu fürchten, denn es war keine Hundeschnauze, die nach mir schnappen wollte.

Er zuckte, lag wieder still.

Ich senkte das Kreuz abermals dem schwarzen Ziel entgegen. Es sollte vernichtet werden, ich wollte, dass es sich auflöste und nicht nur in einer starren Lauerstellung blieb.

Etwas war starr geworden, und zwar die Umgebung des Herzens.

Die Masse hatte sich zusammengezogen und ihre Weichheit verloren. Nichts mehr konnte ich eindrücken, es liefen keine Säfte, es bewegte sich nichts, und als ich mit der Hand dagegenstieß, da fühlte es sich so hart an wie Beton.

Und ebenso unbeweglich lag das schwarze Herz innerhalb der Masse. Es war von ihr eingeschlossen wie die Pflanze aus der Urzeit im Gestein. Da tat sich nichts mehr.

Ich wusste nicht, ob ich erfreut oder enttäuscht sein sollte. Das Pochen hatte aufgehört, die Stille umgab mich wie ein dichter Vorhang, nur den eigenen Herzschlag konnte ich hören, wenn ich mich konzentrierte, und ich nahm auch meinen eigenen Atem wahr, der als warmer Hauch über die Öffnung der Amphore strich.

War dieser magische Motor zerstört? Hatte er diesem Haus endlich die Kraft genommen? Mir fehlten die Antworten, aber ich startete einen erneuten Versuch.

Ich legte das Kreuz dicht oberhalb der dunklen Drüse auf die schwarze Masse. Es geschah nichts!

Die Kraft meines Kreuzes löste sie auch nicht auf. Der helle Klang, der bei dem leichten Zusammenprall zwischen den beiden unterschiedlichen Formen entstanden war, verhallte nur allmählich.

War es das gewesen?

So richtig überzeugt war ich davon nicht. Ich hätte es mir auch anders vorgestellt, doch da war nichts zu machen. Mit dem Dolch bemühte ich mich, die Schicht anzukratzen, selbst das klappte nicht.

Es hatte keinen Sinn, wenn ich länger in diesem Verlies blieb und mir Gedanken über die schwarze Masse machte. Wichtiger war Diondra Mayne, denn sie lebte bestimmt noch, auch wenn das Herz nicht mehr schlug. Dass es zwischen den beiden einen Zusammenhang gab, darüber brauchte niemand zu diskutieren, und bei Diondra würde sich möglicherweise alles zum Guten hin verändern, wenn das Herz nicht mehr existierte. Einen letzten Blick warf ich auf den eingeschlossenen schwarzen Gegenstand und ging.

Es war wichtig, Diondra zu finden. Wenn ich das geschafft hatte, würde ich noch einmal zurückkehren.

Mit diesem Gedanken verließ ich den Kellerraum…

***

Die beiden Männer an den Monitoren hießen Zingara und Rutger.

Sie sahen unterschiedlich aus. Während Zingara wie ein Indianer wirkte, erinnerte Rutger an einen Nordländer.

Beide Männer waren frustriert, denn sie schoben einen Dienst, den sie gar nicht mochten. Im Keller befanden sich die vier Monitore, die an die Kameras angeschlossen waren. Cusor hatte den Leuten den Befehl erteilt, so lange zu warten, bis sie abgelöst wurden, und das gefiel ihnen immer weniger. Sie waren Männer, die dort mitmischen wollten, wo die Action ablief, bestimmt nicht hier unten im Keller, wo sie sich nur langweilten. Bis zu dem Augenblick, als die Scheibe barst!

Sie hatten es nicht genau sehen können, aber Zingara war die Veränderung schon aufgefallen. Die Außenkamera beobachtete das Fenster von der Seite her und konnte eigentlich nur einen Ausschnitt von ihr erfassen, das aber reichte Zingara aus. Er sah die Bewegungen,

die hellen Splitter, die wie Eisstücke durch die Luft segelten.
»Scheiße«, sagte Zingara.
Der blonde Rutger war beinahe eingenickt. Jedenfalls schreckte er hoch. »Was ist denn?«
Zingara gab keine Antwort. Er beugte sich vor, seine Haltung zeigte eine gewisse Nervosität an. Er knetete auch seine Hände und zerrte an den Fingern. Dann strich er mit einer weichen Bewegung über Kinn und Wangen, wo der leichte Bart kratzte.
»He…«
»Da war etwas.«
Rutger lachte. »Du bist gut. Da ist immer was…«
»Hör auf zu scherzen. Vor dem Haus.«
»An der Tür?«
»In der Nähe.«
»Wen hast du denn gesehen?«
»Keinen Menschen«, flüsterte Zingara. »Nur Glassplitter, die durch die Luft wirbelten.«
Das machte Rutger wach. Er hatte bisher in seinem Stuhl »gehangen«. Plötzlich setzte er sich kerzengerade hin. Die Müdigkeit war aus seinen Augen verschwunden, sie blickten hellwach. Er schaute auf den Monitor und sah neben sich die Bewegung, als Zingara nach dem drahtlosen Sprechgerät griff.
»Willst du Cusor Bescheid geben?«
»Ja.«
»Ich sehe nichts.«
»Ich habe es gesehen.«
Rutger lachte. »Okay, das könnte ja stimmen. Dann müsste doch Cusor etwas gehört haben, wenn eine Scheibe zu Bruch geht. Es gibt kein Glas, das lautlos auseinander fällt.«
Zingara nickte. »Im Prinzip hast du Recht. Was ist, wenn er sich in einem anderen Teil des Hauses aufgehalten hat, und zwar auf der Rückseite. Nein, nein, ich werde auf Nummer Sicher gehen.« Er schaltete den flachen Apparat ein, Rutger wusste nicht, wohin er schauen sollte, auf den Monitor oder auf seinen Kollegen.
Er entschied sich dafür, den Monitor zu beobachten. Auf dem Bildschirm zeigte sich nichts Verdächtiges. Vor dem Haus war und blieb es ruhig. Er sah den hellen Streifen, den die Lampe vor den Eingang warf, und diese Lichtinsel wurde von keiner Bewegung und auch keinem Schatten unterbrochen.
Zingara fluchte leise, aber nicht leise genug, denn Rutger hörte ihn. »Was ist denn los?«
Der Mann schwenkte sein Sprechgerät. »Kann ich dir sagen. Ich kriege keine Verbindung.«
»Wie?«

Zingara drehte den Kopf. »Wie… wie!«, äffte er den Tonfall seines Nachbarn nach. »Cusor meldet sich einfach nicht.«
»Vielleicht ist er verhindert.«
Zingara wäre dem anderen liebend gern an die Kehle gesprungen.
»Und wenn er auf dem Scheißhaus sitzt!«, zischte er den Mann an.
»Er hätte sich melden können und müssen. Verstehst du das?«
»Ja, bin ja nicht blöd. Ich frage mich nur, was wir jetzt unternehmen sollen.«
Darauf wusste auch Zingara keine Antwort. Beide Männer saßen in einem halbdunklen Raum, um beim Schauen auf die Monitore nicht abgelenkt zu werden.
Zingara nickte sich zu. »Ich versuche es noch einmal«, sagte er mit fester Stimme.
Rutger schwieg. Er wollte den Mann nicht noch weiter reizen.
Wenn bei Zingara eine Grenze überschritten war, dann konnte er zum Tier werden und nahm auf nichts Rücksicht.
Er versuchte es mehrere Male und erzielte keinen Erfolg. Cusor meldete sich nicht. »Da können wir nur hoffen, dass sein Apparat einen Defekt hat und nicht er selbst.«
Der Narbige stimmte ihm zu, wunderte sich aber, als Zingara seinen Stuhl zurückrollen ließ und aufstand. »Willst du verschwinden?«
»Ich schaue mal nach.«
»Vier Augen sehen mehr als zwei.«
Zingara legte Rutger eine Hand auf die Schulter. »Du bleibst hier, mein Freund. Einer muss hier unten die Stellung halten. Zwischendurch kannst du immer wieder versuchen, Cusor zu erreichen.«
»Geht klar.« Rutger schaute dem dunkelhaarigen Mann nach, als er auf die Tür zuschritt und den Überwachungsraum verließ. Er wusste selbst nicht, weshalb er das drückende Gefühl im Magen spürte. Konnte es eine Vorahnung sein? Oder lag es allein daran, dass Cusor sich nicht gemeldet hatte?
Als er den Schweiß auf der Stirn spürte, wischte er ihn weg. Etwas Kaltes strich über seinen Rücken. Es war ein Schweißtropfen, der sich vom Nacken her gelöst hatte. Er schaute zu, wie die Tür allmählich zuschwang, den eisernen Rahmen nur kurz berührte, aber nicht ins Schloss fiel. So hörte er die Schritte seines Kollegen draußen auf dem Gang und nahm auch wahr, wie sie leiser wurden.
Er schaute wieder auf die Bildschirme. Um die vier Monitore besser unter Kontrolle zu haben, wechselte er seinen Platz und setzte sich mehr in die Mitte.
Es tat sich nichts.
Alle vier zeigten das gleiche Bild. Dunkelheit, die den Park umfangen hielt, sehr schwach nur die Skelette der Bäume und auch den Bereich

des Tores am Anfang des Grundstücks.

Ein Besucher war erschienen, keine Überraschung, man hatte ihn avisiert.

Rutger merkte, dass einiges nicht stimmte. Nach außen hin sah alles so normal aus, aber es gab etwas, das ihn trotzdem unheimlich störte. Es lag an der Atmosphäre, die sich verdichtet hatte. Hier kroch etwas heran, dass er nicht fassen und begreifen konnte. Rutger erinnerte sich daran, dass er für zwei Tage und zwei Nächte in einer alten Ruine ein Versteck gefunden hatte. Das war in Irland gewesen, dort hatte er einem Kommando angehört, und während er sich versteckt hatte, hatte ihn dieses Gefühl überkommen.

Etwas nahte.

Rutger griff unter seine Jacke und holte ein Luger Pistole hervor, die er zwischen zwei Monitore auf die Konsole legte. Wenn jemand erschien, brauchte er die Waffe nur anzuheben, sich umzudrehen und gegen die Tür zu zielen.

So leicht war das.

Im Gang stöhnte jemand auf.

Sofort saß Rutger starr. Hatte er sich getäuscht, oder war da tatsächlich etwas gewesen? Ein dumpfer Schlag folgte, dann ein Reißen und auch ein Schmatzen.

Er fürchtete sich.

Rutger spürte die kalte Haut auf seinem Rücken. Er ließ die Waffe nicht mehr auf dem Schreibtisch liegen. Jetzt nahm er sie in die Hand und drehte sich der Tür entgegen. Rutger wartete darauf, dass sie sich öffnete und jemand eintrat.

Aber wer?

Sein Kumpel vielleicht? Oder doch Cusor, dem ebenfalls aufgefallen war, dass es eine technische Störung gegeben hatte. Nein, nichts von dem, es kam alles ganz anders.

Rutger hörte wieder etwas. Es waren bekannte und gleichzeitig so fremde Laute, unter denen er sich nichts vorstellen konnte, doch sie jagten ihm Angst ein. Er erinnerte sich daran, dass ihm das Haus von Beginn an schon nicht gefallen hatte. Es war ihm einfach zu düster gewesen, und er hatte gespürt, dass hier etwas Schreckliches lauerte. Auch Zingara hatte sich unwohl gefühlt, beide Männer aber hatten dieses Thema nicht diskutiert. Und wo steckte der Vierte im Bunde - Lennox?

Rutger wusste nicht, welchen Auftrag man seinem Kollegen gegeben hatte. Normal jedenfalls war es nicht, dass er sich nicht blicken ließ. Dieses Haus war nicht nur ein düsteres Gemäuer, es war für ihn eine Schlinge, in die er seinen Kopf hineingesteckt hatte. Und diese Schlinge zog sich jetzt langsam zu.

Etwas schlug von außen gegen die Tür.

Rutger wurde blass. Dann stand er auf. Die Luger hielt er in der rechten Hand und richtete die Mündung auf die dunkelgraue Eisentür. »Bist du das, Zingara?«

Er bekam keine Antwort.

»Zingara, verdammt, melde dich end…«

Da waren Stimmen.

Rutger duckte sich, als hätte er einen Schlag erhalten, denn die Stimmen waren nicht draußen im Gang aufgeklungen, sondern in dem Wachraum, und am schlimmsten war, dass er keinen Menschen entdecken konnte, als er sich umdrehte.

Und doch flüsterten sie ihm aus dem Unsichtbaren etwas zu. Er konnte es nicht verstehen, allein der Klang dieses Geflüsters jagte ihm das kalte Entsetzen über den Rücken.

Dass es Geisterhäuser gab, in denen es spukte, davon hatte er gehört. Dass er jedoch einmal in einem derartigen Geisterhaus sitzen würde, hätte er nie für möglich gehalten.

Jetzt war es so weit!

Schon längst war er nicht mehr vor seinem Stuhl stehen geblieben.

Er hatte ihn zurückgekickt und drehte sich auf der Stelle, den Blick hatte er dabei über die Wände, den Boden und auch die Decke gleiten lassen.

Da war nichts.

Aber die Stimmen blieben. Sie quälten ihn, sie wollten ihm Böses antun, sie folterten, sie…

Etwas quietschte leise.

Es war die Tür, die nach innen schwang, als wäre sie ein Sargdeckel, der sich bewusst auf das Unterteil legte.

Das Grauen spürte Rutger wie eisige Finger. Er fing an zu zittern, als sich der Spalt erweiterte, es gab kein Hindernis mehr für den Schrecken, und plötzlich erkannte er ihn fast brutal deutlich.

Da war eine Person, eine Frau, ein Wesen, ein Monster – eigentlich alles in einem. Rutger erkannte trotzdem Diondra Mayne, auch wenn sie sich verändert hatte. Ihr Körper war verzogen, die Schultern breit und an den Enden sehr eckig. Er sah eigentlich aus wie ein Hemd, das schief auf einer Leine hing.

Das war nicht alles. Das Gesicht hatte dieselbe blassblaue Farbe angenommen, nur verteilten sich auf ihm nicht die zahlreichen Blutflecken. Stattdessen sah er sehr dunkle Augen und Haare, die wie die Borsten eines Besens in die Höhe standen.

Dann war da noch der Mund.

Er schluckte, denn als solchen wollte er ihn nicht mehr bezeichnen.

Die Lippen zeigten einen Schmier aus Blut, sie waren verzogen, saßen schief, sie bewegten sich auch, die Zähne ebenfalls, als würden sie noch lauern.

Diondra drückte ihre Schulter gegen die Tür, damit sie endlich ganz aufschwang.

Jetzt hatte sie Platz.

Aber sie war nicht allein. Der Schreck war wie ein Messer, das Rutger in seinem Leib spürte. Noch steckte es nicht so tief, aber es drang tiefer hinein, und das Entsetzen wurde beinahe übermächtig, als er sah, dass Diondra nicht allein war.

Sie schleifte etwas hinter sich her. Einen leblosen und auch blutigen Körper mit zerfetzten Kleidern.

Rutger erkannte seinen Kollegen Zingara, und er glaubte nicht, dass er noch lebte…

***

Der Kamin war wie ein Raubtier, das sein Maul weit aufgerissen hatte, um einen Feuerschwall zu entlassen. So ähnlich mussten sich die Drachen früher gewehrt haben, aber das hier war kein Drache, in diesem Raum wurde das Kaminfeuer manipuliert, es hatte sich den anderen Kräften untergeordnet. Dies schoss Suko durch den Kopf, und er handelte auch ebenso schnell.

Professor Palmer wusste nicht, wie ihm geschah. Den plötzlichen Stoß hatte er nicht erwartet. Der Druck katapultierte ihn zur Seite, er schrie vor Schreck auf, riss auch die Arme in die Höhe und spürte, wie etwas Heißes an seinem Gesicht und auch am Körper vorbeistrich, eben dieser Gluthauch des mörderischen Feuers, der an ihm vorbeistreifte.

Als er zu Boden krachte und sich das Kinn stieß, lag Suko beinahe neben ihm. Der Inspektor hatte sich jedoch nur gebückt, denn er riss Palmer hoch.

»Raus hier!«

Das verstand der Professor. Er hielt seine Brille fest, als beide auf die Tür zu rannten und die fauchende Feuerhölle hinter sich ließen.

In dem Gang dahinter prallten beide gegen die Wand, doch Suko zerrte den Wissenschaftler sofort weiter. Es war wichtig für sie, dass zumindest Palmer die unmittelbare Umgebung verließ, denn er konnte sich nicht wehren. Suko glaubte daran, dass die Veränderung des Feuers so etwas wie ein Anfang war und andere Vorgänge folgen würden.

»Was ist denn nur los?«, schrie Palmer.

»Ich weiß es nicht!«, keuchte Suko. »Jedenfalls müssen Sie erst einmal weg.«

»Ja – gut…«

Beide Männer erreichten die Halle, wo ein nur schwaches Licht brannte. Suko blieb stehen. Er zog seinen Schützling dicht an sich heran, bevor er sich umblickte.

Der Raum war leer.

Kein weiterer Leibwächter geriet in ihr Blickfeld. Düster lag die Decke über ihnen, dunkel sah auch der Boden aus. Sie sahen die verschiedenen Gänge, deren Einmündungen sehr düster wirkten, als würden sie tief in einen Berg hineinführen.

»Hier ist es unheimlich«, hauchte Palmer.

»Ich weiß, Sie müssen nach draußen.«

Der Professor klammerte sich an Suko fest. »Nein, das will ich nicht. Um Himmels willen, ich will… ich muss bei Ihnen bleiben. Tun Sie mir den Gefallen, sagen Sie ja.«

»Warum wollen Sie das?«

»Haben Sie denn nicht erlebt, dass Sie mich besser schützen können? Draußen habe ich Angst, da bin ich allein. Hier kann ich mich vielleicht noch verstecken.« Überzeugend klang es nicht, das wusste der Professor auch, deshalb fügte er nichts mehr hinzu.

Suko passte es nicht. Er wollte sich auf die Suche nach seinem Freund John Sinclair begeben, denn er war davon überzeugt, dass sich John hier irgendwo aufhielt.

Und es fehlte Diondra Mayne, um die sich schließlich alles drehte.

Sie war die treibende Kraft, der zündende Funke. Suko lauerte darauf, hinter ihr Geheimnis zu kommen.

Noch rührte sich nichts. Sie waren die einzigen Menschen in der Halle, aber sie waren nicht allein.

Ein fern klingendes Wispern erreichte ihre Ohren. Geisterhaft schwang der Klang dieser Stimmen durch die Halle. Sie konnten auch keinen bestimmten Punkt ausmachen, wo die Flüsterstimmen geboren wurden, und ihnen war sehr bald klar, dass sie aus einem Gebiet kamen, das für sie nicht einsehbar war.

»Wer ist das?«, fragte Palmer.

Suko hob die Schultern.

»Geister?«

»Möglich.«

Palmer zuckte zusammen. »Was machen wir jetzt?«

»Wollen Sie noch immer an meiner Seite bleiben, Professor?«

»Und ob.«

»Dann kommen Sie mit!«

Robert Palmer fragte nicht, wohin Suko ihn bringen wollte, denn der Inspektor hatte seine eigenen Pläne. Er glaubte, herausgefunden zu haben, wo die geisterhaften Stimmen entstanden waren, nicht hier in der Halle, sondern weiter entfernt, möglicherweise in einem der zahlreichen, ihnen unbekannten Gänge.

Den Ort wollte Suko finden.

Er blieb vorsichtig, obwohl es ihn drängte. Mit Palmer an seiner Seite durchquerte er den Lichtschein und gelangte in den Hintergrund der

Halle, wo er einen schmalen Gang sah und auch eine Treppe, die in die Höhe führte.
Sollten sie dorthin?
»Warten Sie mal hier«, sagte Suko und lief drei Stufen hoch, bevor er stoppte. Dort lauschte er dann in die Höhe, aber das scharfe Flüstern drang nicht von dort an seine Ohren. Zudem war es bereits gewandert, es musste also woanders zu finden sein, und es hörte sich an, als wäre es in der entgegengesetzten Richtung aufgeklungen, im Keller.
Suko lief wieder zurück. Palmer schaute ihn hoffnungsfroh an.
»Haben Sie etwas herausgefunden, Inspektor?«
»Möglich.«
»Müssen wir hoch?«
»Nein, eher in den Keller.«
»O Gott, auch das noch!«
»Sie können…«
»Nein, ich bleibe bei Ihnen. Kommen Sie mit, bringen wir es hinter uns. Ich will endlich über alles Bescheid wissen, auch wenn es mein Weltbild ins Wanken bringt.«
»Das passiert mehr Menschen, als man denkt«, sagte der Inspektor. Er hatte sich umgeschaut und auch einen Weg entdeckt, der in den Keller führte. Sie brauchten nicht weit zu gehen, rechts von ihnen, wo sich kein Gang befand, dafür eine Betontreppe, die in der Tiefe und auch in der Dunkelheit verschwand.
Vor der obersten Stufe zögerte Palmer. »Das ist das Grab«, flüsterte er, »verdammt noch mal, das ist genau das richtige Grab. Was meinen Sie, Inspektor?«
»Ich sehe das Haus als solches an.«
»Kann sein.«
Suko hatte an der rechten Seite einen eisernen Handlauf entdeckt.
An ihm stützte sich der Professor ab, um Halt zu finden, den er auch brauchte, denn seine Glieder zitterten.
Je tiefer sie kamen, umso stärker spürten sie die Veränderung.
Nicht sichtbar in ihrer düsteren Umgebung, sondern mehr vom Gefühl und von der Akustik her, denn nun wehten ihnen die Stimmen von vorn entgegen, zugleich mit einem widerlichen Geruch, der ihnen schwer auf den Magen schlug. Nicht grundlos keuchte Palmer, als er sagte: »Das riecht hier nach Verwesung.«
»Da haben Sie Recht.«
»Ich rechne mit Leichen im Keller.«
Suko gab keine Antwort. Er hatte die schmale Leuchte hervorgeholt, denn auch jenseits der Treppe sah er keinen Lichtschimmer. Sie kamen aus dem Dunkel, und sie würden in das Dunkel hineingehen, was Suko nicht passte, denn auch ihre Feinde konnten sie leicht erschrecken.
Er leuchtete vor seine Füße.

Noch zwei Stufen mussten sie hinter sich lassen, dann standen sie im Keller.

Es gab die Stimmen noch, sehr weit entfernt zwar, trotzdem hörbar für sie. Auch der Professor beschäftigte sich damit. »Ich denke nicht, dass sich die Kräfte völlig zurückgezogen haben«, flüsterte er.

»Sie sind noch vorhanden.«

»Bestimmt.«

»Wohin jetzt?«

Suko deutete nach rechts. Vor ihnen lag zwar ein Quergang, aber aus der rechten Richtung hatten sie die Geräusche gehört und wollten sich in Bewegung setzen, als beide zugleich die schleichenden Schritte aus der anderen Richtung hörten.

Da kam jemand.

Suko handelte sofort. Er drückte seinen Schützling bis an die Treppe zurück und löschte seine Lampe.

Sie warteten.

Die Dunkelheit hielt sie umklammert, als wäre ein Sack über ihre Köpfe gestülpt worden. Auf ihren Armen lag ein Schauer, bei Palmer stärker als bei Suko, der sich wieder auf die Trittgeräusche konzentrierte und erfuhr, dass sie näher kamen.

Sie wurden lauter.

Suko hielt die Lampe noch in der Hand, wechselte sie aber in die linke, denn mit der rechten zog er die Beretta hervor. Wer immer dort ankam, Suko wollte vorbereitet sein. Er rechnete auch mit einem der anderen Leibwächter, dem etwas aufgefallen sein konnte.

Anhand der Geräusche versuchte Suko herauszufinden, wie weit die Person noch entfernt war.

Vier oder fünf Körperlängen…?

Er riskierte es, schaltete die Lampe ein – und erwischte auch ein Ziel. Suko hatte in Gesichtshöhe geleuchtet. Der helle Schein traf einen Kopf, doch der Mensch, dem dieser Kopf gehörte, bewegte sich blitzschnell und schattengleich zur Seite.

Dennoch hatte ihn Suko erkannt, und ihm fiel auch ein Stein vom Herzen. »Es ist okay, John, du kannst kommen…«

***

Rutger hörte dieses schreckliche Geräusch, mit dem der leblose Körper seines Kollegen über den Boden geschleift wurde, und er erstarrte in eisigem Entsetzen. Was er sah, erinnerte ihn an einen Horror-Film, bei dem das Bild für einen Moment eingefroren war, obwohl sich beide bewegten, denn Diondra schleifte ihr Opfer in den Kellerraum.

Sie blutete, und Zingara blutete ebenfalls. Rutger konnte nicht anders, er musste sich die Wunden einfach anschauen, und abermals

stockte ihm der Atem, denn die Verletzungen sahen mehr als schlimm aus. Er kannte sich aus, er hatte Männer gesehen, die durch Messer oder ähnliche Gegenstände verletzt oder getötet worden waren, aber deren Wunden hatten einfach anders ausgesehen, glatter.

Eine furchtbare Vermutung stieg in Rutger hoch, die er auch mit dem blutigen Mund der Diondra Mayne verband.

Er würgte, er war bleich geworden, und er wunderte sich selbst darüber, dass er es noch schaffte, sich zu bewegen. Schritt für Schritt ging er zurück, umgeben von schrecklichen Flüsterstimmen, eingetaucht in ein grünlich schimmerndes Licht, das die Monitor abstrahlten und ihm auch deshalb eine so fahle Hautfarbe verliehen.

Er sah selbst aus wie eine wandelnde Leiche, und er drückte mit seinem Körper zwei der vier auf Rollen laufenden Drehstühle zurück.

Diondra Mayne ließ sich nicht beirren. Sie ging weiter. Schritt für Schritt. Dieses Haus gehörte ihr, die große Gruft, in der sie die Toten aufbewahrte. Sie hatte beschützt werden sollen, dabei müssten die Beschützer vor ihr in Sicherheit gebracht werden, und Rutger glaubte auch nicht mehr daran, dass seine anderen drei Kollegen noch lebten. Nein, es hatte sie erwischt, sie mussten tot sein.

Und auch er würde sterben.

Diondra hatte mittlerweile den ersten Monitor erreicht. Sie blieb dort stehen und löste ihre Hand vom Gelenk des dunkelhaarigen Mannes. Der Arm fiel nach unten. Er landete mit einem klatschenden Geräusch am Boden, wo er ebenso starr liegen blieb wie der gesamte Körper.

Rutger warf einen raschen Blick auf den Leblosen. Der überzeugte ihn davon, dass sein Kollege tot war.

Diondra hob den Kopf. Sie richtete sich gegen ihn. Sie schaute ihn aus den schwarz umränderten Augen mit den rötlichen Pupillen an, und sie verzog ihre blutigen Lippen noch stärker in die Breite. Es war klar, dass er das letzte Opfer sein sollte, und Rutger dachte daran, dass das hier alles nicht wahr sein konnte. So etwas gab es doch nicht, das war nur ein böser, furchtbarer Albtraum, aus dem er irgendwann erwachte und froh darüber war, es nicht in Wirklichkeit erlebt zu haben.

Diondra hob den Arm. Aus ihrer Kehle drang ein Knurren. Es hatte etwas Tierisches an sich, und es passte zu ihr, denn diese Person war für Rutger kein Mensch mehr.

Sie war ein Tier, ein Teufel, ein Dämon!

Er bewegte seinen Mund, ohne zu sprechen. Die Augen waren ihm aus den Höhlen gequollen, er atmete laut und keuchend, und er brachte seine Luger in die richtige Höhe. Bisher hatte er noch kein Wort hervorgebracht, aber diese Barriere wollte er überschreiten und wunderte sich über sich selbst, dass er plötzlich reden konnte.

»Was hast du mit ihm gemacht… du … du Bestie?«

Diondra gab keine Antwort.
»Rede!«
Sie schwieg auch weiterhin. Nur ihre hohe Stirn bewegte sich. Da legten sich Falten auf die Haut, als wollte sie erst einmal über eine Antwort nachdenken.
»Wo sind die anderen? Cusor und Lennox?«
Diondra grinste.
Da wusste Rutger Bescheid. Sie brauchte ihm nichts mehr zu sagen. Wahrscheinlich waren sie denselben Weg gegangen wie Zingara, und der stand ihm auch bevor. Aber sie hatte sich geirrt. Er würde sich nicht so leicht fertig machen lassen. Okay, auch wenn drei seiner Kollegen nicht mehr lebten, er hatte die Waffe.
Und er schoss!
Der Knall ließ ihn zusammenzucken. Er peitschte in seinen Ohren, und Rutger schaute zu, wie die Kugel in den Körper hineintrieb. Er hatte auf die Brust gezielt und sie trotz seiner Erregung getroffen, und er wartete darauf, dass Diondra umfiel.
Sie blieb auf der Stelle stehen!
Nur kurz war sie zusammengezuckt, aber sie hatte den Fleck nicht verlassen.
Rutger stöhnte. Wieder stand eine Welt dicht vor dem Zusammenbruch. Ein Wesen, das eine Kugel einfach schluckte, das konnte es doch nicht geben. Und außerdem lächelte sie noch.
Das dumpfe Geräusch drang tief aus seiner Kehle und wurde von den beiden nächsten Schüssen übertönt. Wieder hatte er ihr zwei Kugeln zu schlucken gegeben, und diese Person hatte das Blei auch geschluckt, aber es tat ihr nichts.
Diondra schüttelte nur unwillig den Kopf, als wäre sie es jetzt endgültig leid.
Plötzlich bohrte sich ihr Blick in seine Augen. Rutger empfand ihn als bösartig, als stechend und gleichzeitig so, als wäre bei Diondra eine Entscheidung gefallen.
Über seinem Kopf hörte er wieder die Flüsterstimmen. Sie waren so nah und trotzdem weit entfernt. Wie eine akustische Haube umschwebten sie ihn, und der Mann schaffte es nicht, sich gegen sie zu wehren. Er war einfach zu schwach, die Stimmen umtanzten ihn, sie wollten ihm Böses, er drehte sich, ohne sie zu entdecken, und als er sich wieder umwandte, da entdeckte er zum ersten Mal das Blut.
Er schmeckte es in seinem Mund!
Rutger rührte sich nicht. Täuschte er sich, oder…?
Nein, das war Blut, und es war nicht nur ein Tropfen. Es sammelte sich auf der Zunge, im Rachen, es füllte den Mund aus, er spürte auch einen Druck in der Nase.
Rutger schluckte.

Gleichzeitig bemerkte er, dass aus den Nasenlöchern zwei warme Streifen in Richtung Oberlippe rannen. Als er darüber hinwegwischte, waren seine Finger rot.

Diondra aber lächelte…

»Nein, nein – nicht…« Rutger fiel auf die Knie. In seinem Kopf brauste es, als hätte das Blut endlich die freie Bahn gefunden, die es schon immer haben wollte. Es pulsierte nicht mehr durch die Venen, es hatte sie verlassen.

Es sickerte aus den Ohren. Die Schwäche nahm zu, er würde sterben denn ihr entkam keiner.

Noch einmal schaffte er es, den Kopf zu heben. Er konnte auch an der Gestalt vorbeischauen, und da fiel ihr etwas auf.

Hinter Diondra wurde die Tür geöffnet.

Zwei Männer erschienen.

Waren sie seine Rettung…?

***

Wir hatten die drei Schüsse gehört, und deren Echos hatten uns den Weg gewiesen.

Zum Glück hielt sich der Professor an die Regeln, er blieb hinter uns, und wir folgten den tanzenden Lichtspeeren unserer Lampen, die über den Beton des Kellers hinwegwischten und für eine geisterhafte Beleuchtung sorgten.

Es eilte.

Wir sprachen nicht darüber, aber wir wussten es beide. Zugleich sahen wir den blassen Lichtschimmer, der aus einer nicht ganz geschlossenen Tür drang, sich etwas auf dem Boden ausbreitete und uns die Chance gab, die Lampen zu löschen.

Wo Licht ist, da ist meist auch Schatten!

Wir sahen es, als wir durch den Spalt schauten. Ein schrecklich zugerichteter Toter, dann die Person, die einmal Diondra gewesen war, sich nun in eine Kreatur der Finsternis endgültig verwandelt hatte, und wir sahen einen Mann, der aus der Nase, dem Mund und den Ohren blutete. Er war auf die Knie gefallen und flehte um sein Leben.

»Wie bei Lennox«, wisperte Suko. Ich bekam es nur am Rande mit, denn ich hatte die Tür aufgerissen, brauchte zwei Schritte, um Diondra zu erreichten und legte ihr die linke Hand auf die Schulter.

Sie war kalt wie die einer Toten!

***

Auch ich hatte das Gefühl, einfach einzufrieren, während Suko an mir vorbeiglitt, zu dem blutenden Mann ging und ihn kurzerhand auf die Füße zerrte, um ihn anschließend gegen die Wand zu lehnen. Was Suko ihm dabei zuflüsterte, verstand ich nicht, denn ich musste mich

um diese schreckliche Gestalt kümmern.

Meine Hand lag noch immer auf der Schulter. Ich wollte sie wegnehmen, als ich Diondras Stimme hörte, die knarrend und auch seltsam verfremdet wirkte. »Ich spüre Leben, ich spüre Fleisch, ich rieche Blut, es fließt unter dem warmen Fleisch…«

Sie schüttelte sich.

Ich ließ sie los.

Dann drehte sie sich herum.

Ich erwischte einen von Sukos Blicken. Mein Freund hatte nicht nur die Beretta gezogen, er hielt auch die Dämonenpeitsche in der Hand. Die drei Riemen waren ausgefahren und berührten den Boden. Keiner von uns tat etwas, wir ließen Diondra in Ruhe, die zwei Schritte zur Seite ging und gegen die Konsole mit den Monitoren prallte.

Diese Szene war für mich ein Sinnbild. Auf der einen Seite die so genannte moderne Zeit, auf der anderen aber dieses archaische Grauen aus der tiefen Vergangenheit.

Ja, hier trafen sich zwei Welten, und eine von ihnen lebte. Da war der Mensch ausgeschaltet worden, es gab nur mehr die Kreatur der Finsternis, die allerdings noch mit menschlicher Stimme sprach und die Worte röchelnd hervorbrachte.

»Was wollt ihr denn?«

»Dich!«

Diondra kicherte. Sie legte den Kopf zurück. »Hört ihr die Stimmen?«, flüsterte sie keuchend. »Könnt ihr sie hören? Sie sind hier, sie haben mich gerufen, denn sie warten auf mich. Ich… ich muss ihnen folgen, ich muss wieder zurück …«

Suko hob die Augenbrauen und untermalte so seinen fragenden Blick. Wie es aussah, wollte er ihr die Gelegenheit nicht geben, ich dachte anders darüber. Nicht, weil ich Suko voraus sein wollte, ich hatte einfach die besseren Informationen, und deshalb nickte ich, was so viel heißen sollte, dass er sie in Ruhe ließ.

»Wohin willst du?«

»Zurück…«

Es kümmerte Diondra nicht, dass ich ihr im Weg stand, sie kam auf mich zu, sie sah das Kreuz vor meiner Brust, schrak für einen Moment zusammen und drehte sich an mir vorbei.

Um den Toten kümmerte sie sich ebenso wenig wie um den blutenden und verletzten Mann. Ihr Ziel war einzig und allein der Ausgang, und auf den schritt sie mit ausgestreckten Armen zu, als wollte sie jedes Hindernis aus dem Weg räumen.

Als Diondra die Tür aufzerrte, warnte ich den Professor. »Bleiben Sie da, wo Sie sind!«

Palmer hatte schon zu viel gesehen. Wir hörten ihn ächzen, aber er stellte sich ihr nicht in den Weg.

Ich blieb dicht hinter Diondra. Sie kümmerte sich nicht um den totenbleichen Mann, der an der Wand lehnte und auf die blutbefleckte Gestalt starrte, die er so gut kannte, mit der er gearbeitet und die er als seinen Schützling gekannt hatte.

Diondra ging tiefer in den Gang hinein. Sie bewegte sich nie glatt und sicher, manchmal schwankte sie von einer Seite zur anderen oder stieß sich an den Wänden ab, aber sie blieb auf den Beinen, umgeben von diesem flüsternden Stimmengewirr.

»Wer ist sie, Sinclair?«

»Ein Dämon.«

»Das begreife ich nicht.«

»Ich weiß es, Professor, und es ist besser, wenn Sie nicht darüber nachdenken.«

»Verdammt noch mal, ich…«

Suko kümmerte sich um den Mann. »Bleiben Sie bitte zurück, Professor. Es ist besser, das erledigen wir.«

»Aber die Erklärung…«

»Lassen Sie es gut sein. Wir alle können es kaum begreifen. Es ist zu alt, und es hat leider überlebt.«

»Was?«

Suko schüttelte nur den Kopf. Durch diese Geste hatte er die Fragen des Professors gestoppt.

Ich hielt mich derweil dicht hinter dem Wesen auf, das einmal Diondra Mayne gewesen war. Je weiter wir uns von dem Überwachungskeller entfernten, umso schneller ging sie. Dabei bewegte sie ihre Arme auf und ab, sie sprach auch mit sich selbst, für mich war es eine fremde Stimme, die aus ihrem Mund drang.

Das Flüstern der Stimmen blieb. Ich hörte, dass sie sehr nahe waren, hatte immer das Gefühl, von diesen Stimmen geleitet zu werden, und dachte natürlich über sie nach. Waren es begleitende und beschützende Geister für Diondra?

Wir erreichten die Treppe, die hoch in die Halle führte. Für einen kurzen Moment zögerte Diondra, aber sie drehte sich nicht um, sondern ging weiter geradeaus, um den Raum zu erreichen, in dem die Amphore stand. Dieses Verlies war schließlich der Mittelpunkt des großen, gruftähnlichen Hauses.

Auch bei mir hatte die Spannung kaum nachgelassen. Einen Fall wie diesen hatte ich noch nicht erlebt. Doch bei den Kreaturen der Finsternis war eben alles anders. Ich konnte sie nicht mit normalen, dämonischen Maßstäben messen.

Diondra kümmerte sich nicht um mich. Sie ging einfach weiter, ob ich nun hinter ihr war oder nicht. Sie brauchte das Wissen, sie wollte erfahren, was tatsächlich geschehen war.

Ich schaute über die Schulter zurück. Hinter mir her ging Suko wie

eine Schattengestalt. Auch er hatte meine Bewegung gesehen und hob zur Beruhigung die Hand.

Wenig später waren wir da!

Diondra lehnte sich gegen die Tür, die in den finsteren Raum führte, fahrend sie schnell die Schwelle überschritt, wartete ich auf Suko and flüsterte ihm zu, seine Lampe einzuschalten. Er verdrehte das Glas, damit der Strahl eine gewisse Breite bekam und mehr erfassen konnte. Auch die Stimmen hatten sich nicht zurückgezogen, aber sie schwebten jetzt konzentriert über Diondra.

»Was ist das?«, fragte Suko.

Ich wusste, was er meinte und gab ihm die Antwort. »Eine Amphore«, murmelte ich.

»Welche Zeit?«

»Das frühe Ägypten.«

»Oder Atlantis?«

»Nein.«

Suko schob sich in den Raum. Er ging nach links, ich entschied mich für die andere Richtung, und so leuchteten wir die Person von zwei Seiten an.

Diondra stand an der Amphore. Sie hatte sich so weit wie möglich aufgerichtet und den Rücken durchgedrückt. Noch hatte sie keinen Blick in das Gefäß geworfen. Es schien zumindest mir so, als traute sie sich nicht.

Ich dachte daran, dass es tatsächlich eine Veränderung gegeben hatte, denn auch dieser Herzschlag war nicht mehr zu hören gewesen. Sekunden verstrichen.

In mir wuchs die Spannung. Ich kam mir vor wie jemand, der kurz vor der Explosion stand. Die Beretta hatte ich nicht gezogen, dafür lag das Kreuz auf meiner Hand. Ich ging davon aus, dass nur seine positive Energie das Grauen endgültig stoppen konnte.

Auf einmal verstummten die Stimmen.

Wir hörten Diondras leisen Schrei. Wahrscheinlich war sie völlig perplex, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Jetzt gab es für sie keinen Helfer mehr.

Sie wollte es wissen. Sehr langsam beugte sie sich vor und legte ihre Hände auf den Rand der alten Amphore.

Der erste Blick hinein.

Kurz danach das heftige Zusammenzucken – und der irre Schrei der Enttäuschung!

***

Sie sah das Herz, sie musste es einfach gesehen haben, denn wir hatten unsere Lichtstrahlen auf die Öffnung gerichtet und Teile von ihnen flossen hinein.

Das Herz war da, aber es schlug nicht mehr, es war fest mit dieser Masse verankert. Beides zusammen war einmal eine Kreatur der Finsternis gewesen.

Wie dem auch sei, es gab das Herz nicht mehr, und Diondra konnte sich auf diese magische Energiequelle nicht verlassen. Das wusste sie.

Deshalb fuhr sie herum, denn sie suchte nun die Person, die dafür die Verantwortung trug, und das war ich.

Ich spürte meine innere Ruhe bis hin zur Kälte. Auch ich hatte die Lampe geschwenkt, und der Strahl setzte sich jetzt auf Diondras schrecklichem Gesicht fest. Für mich war es nur mehr eine Ausgeburt an Widerwillen und Hässlichkeit. Alles Schlimme, das es auf dieser Welt gab, vereinigte sich in diesem Gesicht. Der Hass sprang mich aus den Blicken an. Ich wusste, dass sie sich auf mich stürzen würde, denn ich hatte ihr durch mein Tun einen Rückweg versperrt.

Sie brüllte wie irre.

Dann warf sie sich vor.

Ich wusste nicht, wie stark und mächtig sie war, ich ging aber auf Nummer Sicher und schrie in ihr Brüllen hinein die Aktivierungsformel des Kreuzes: »Terra pestem teneto – salus hicmaneto!«

***

Genau die Worte halfen, denn sie hatten meinem Kreuz gegolten, das sich vor meiner Brust in ein blendendes Etwas verwandelte und hell wie ein Stern aufstrahlte. Dabei sah es für mich so aus, als würde es diesem Wesen entgegenfliegen, doch es war nur das Licht, das sich wie ein gewaltiger Ballon ausbreitete.

Strahlendes Licht, in dessen Zentrum sich zwei Dinge befanden.

Zum einen Diondra Mayne, zum anderen die Amphore!

Letztere platzte mit einem dumpfen Geräusch auseinander, um den Schrecken zu entlassen…

***

Weder Suko noch ich konnten genau sehen, was in die grelle Lichterscheinung hineindrang. Es war eine düstere Masse, ein Schatten, der rötlich-violett schimmerte, auch Diondra erfasste, aber auf eine Art und Weise, wie sie unwahrscheinlich war.

Aus dem dicken, teerartigen Schatten mit der Andeutung einer schrecklichen Fratze dahinter schob sich eine monströse Hand, deren Finger ausgebreitet waren.

Die Hand der Rache, die Klaue eines unbekannten Dämonengottes, einer Kreatur der Finsternis, durch das Licht meines Kreuzes aus den tiefsten Sphären der Dunkelheit gerissen.

Für einen Moment bewegte sie sich nicht und stand wie ein Mahnmal schräg über dem Kopf der Diondra. Ich wusste schon, dass wir nicht

mehr einzugreifen brauchten. Die Kraft meines Kreuzes hatte die schreckliche Kreatur für einen Moment befreit, damit sie auch die Person mit in die Vernichtung ziehen konnte, die durch sie entstanden war. Hier kämpfte das Böse gegen das Böse.

Und die Hand griff zu.

Sie umklammerte die Kehle der Kreatur, die einmal Diondra Mayne gewesen war. Es war ein ungemein harter Griff. Er drückte ihr den Hals zusammen wie ein Stück Teig. Dann zerrte die braungrüne Klaue das Opfer in die Höhe, schüttelte es, und wir sahen, wie sich das braune, wolkenartige Gesicht hinter der Klaue veränderte. Da wurde ein Maul aufgerissen, in dem Diondra verschwand, als wäre sie von einem Tunnel der Zeiten verschluckt worden. Genau in dem Augenblick verblasste auch der Glanz der Kreuzes. Das Licht fiel ineinander, kein Strahlen mehr, kein silbriges Schimmern, nur unsere schmalen Leuchten erhellten den Keller.

Von Diondra sahen wir nichts mehr.

Und von der Amphore waren nur noch Scherben zurückgeblieben.

Suko legte mir die Hand auf die Schulter. »Ich denke, John, dass wir noch einiges zu bereden haben.«

»Stimmt, aber auch nachzudenken.«

»Über alte Zeiten?«

»Nein, über ganz alte…«

ENDE des Zweiteilers